Thomas Roghmann

Gesprochene und geschriebene Sprache im Verhältnis zu höheren und niederen Sprachniveaus

Betrachtungen am Beispiel des Französischen

Studienarbeit

GRIN

BEI GRIN MACHT SICH IHR
WISSEN BEZAHLT

- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit,
  Bachelor- und Masterarbeit

- Ihr eigenes eBook und Buch -
  weltweit in allen wichtigen Shops

- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren

GRIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de/ abrufbar.

Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsschutz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Auswertungen durch Datenbanken und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe (einschließlich Mikrokopie) sowie der Auswertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen, vorbehalten.

Impressum:

Copyright © 2007 GRIN Verlag
ISBN: 9783640357161

Dieses Buch bei GRIN:

https://www.grin.com/document/127997

Thomas Roghmann

Gesprochene und geschriebene Sprache im Verhältnis zu höheren und niederen Sprachniveaus

Betrachtungen am Beispiel des Französischen

GRIN Verlag

GRIN - Your knowledge has value

Der GRIN Verlag publiziert seit 1998 wissenschaftliche Arbeiten von Studenten, Hochschullehrern und anderen Akademikern als eBook und gedrucktes Buch. Die Verlagswebsite www.grin.com ist die ideale Plattform zur Veröffentlichung von Hausarbeiten, Abschlussarbeiten, wissenschaftlichen Aufsätzen, Dissertationen und Fachbüchern.

Besuchen Sie uns im Internet:

http://www.grin.com/

http://www.facebook.com/grincom

http://www.twitter.com/grin_com

Gesprochene und geschriebene Sprache im Verhältnis zu höheren und niederen Sprachniveaus

Betrachtungen am Beispiel des Französischen

Hauptseminararbeit

Universität Potsdam – Institut für Romanistik

Wintersemester 2006/2007

Seminar: Gesprochene und geschriebene Sprache, Nähe und Distanz im Französischen und Italienischen

Student: Thomas Roghmann

I n h a l t

1 Einleitung 3

2 Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache 4

2.1 Die Unterscheidung von code phonique/graphique und code parlé/écrit 4

2.2 Zum Verhältnis von code phonique und code graphique 5

2.2.1 Inkongruenz von graphischem und phonischem Zeicheninventar 7

2.2.2 Divergenzen bei morphologischen Markierungen 7

2.2.3 Metasprachliche Informationsleistung 8

2.3 Zum Verhältnis von code parlé und code écrit 9

2.3.1 Grad der Partizipation 9

2.3.2 Grad der Situationsidentität 10

2.3.3 Planungsgrad – Spontaneitätsgrad 11

2.3.4 Grad der persönlichen Betroffenheit 13

2.4 ‚Gesprochen' und ‚geschrieben' als eigenständige Varietätendimension ? 15

3 Höhere und niedere Sprachniveaus 17

3.1 High versus Low: Der Diglossiebegriff nach Charles A. Ferguson 17

3.2 Elaborated code versus restricted code: Die Defizitkonzeption nach Basil Bernstein 20

4 Zum Übergang zwischen diastratischer und diaphasischer Variation 24

5 Code écrit und code parlé im Verhältnis zu höheren und niederen Sprachniveaus 28

6 Quellennachweise 34

1 Einleitung

Da das methodische Grundprinzip der Sprachwissenschaft bis Mitte der 60er Jahre auf einer idealisierenden Homogenitätsannahme beruhte, der zufolge alle Sprecher eines Systems dieselben sprachlichen Oppositionen realisieren und erkennen, ergaben sich Schwierigkeiten, die tatsächliche Heterogenität der historischen Einzelsprachen in bezug auf regionale, soziale und stilistische Varianten zu erfassen. Eugenio Coseriu, welcher diesen Mangel des Strukturalismus am deutlichsten wahrnahm, unterschied daher die Ebene der „funktionellen Sprache“ und jene der „Architektur der Sprache“. Letztere trägt der faktischen Untergliederung eines Systems in mehrere Subsysteme Rechnung.[*] Doch stellen Diatopik, Diastratik und Diaphasik theoretische Konstrukte dar, die in der Praxis nicht klar voneinander abgegrenzt erscheinen, sondern sich vielmehr überlagern. Schließlich kann ein und dieselbe Sprachstruktur in bezug auf mehrere Dimensionen markiert sein. – Was die Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache anbelangt, so ist zwar umstritten, ob ihr ebenfalls der Rang einer eigenständigen Variation im Sinne Coserius zukommt, feststeht aber, daß beide Aspekte bis zu einem bestimmten Grad auf eigenen Regeln beruhen, welche wiederum mit den übrigen Dimensionen gewisse Interferenzen eingehen.

Das Endziel der vorliegenden Arbeit besteht darin zu zeigen, in welchem Verhältnis diastratische und „diamesische“ Ebene zueinander stehen, bzw. wie sich der Gegensatz aus ‚gesprochen’ und ‚geschrieben’ in Beziehung setzten läßt zu jenem aus höheren und niederen Sprachniveaus. Zuvor soll jedoch herausgearbeitet werden, inwiefern die Ebenen jeweils in sich differenziert sind. Daher widmen sich Kapitel 1 und 2 zunächst beiden Gegensatzpaaren einzeln. Während in Kapitel 1 der Unterscheidung zwischen Konzeption und Medialität eine übergeordnete Rolle zukommt, wird das darauffolgende Kapitel die Opposition zwischen höheren und niederen Niveaus mit Hilfe zweier unterschiedlicher Ansätze zu erklären versuchen. Bedingt durch Veränderungen in der Sozialstruktur moderner Gesellschaften, zeigt auch die jüngere Sprachgeschichte Frankreichs eine Tendenz zur Auflösung diastratischer Differenzen, und zwar zugunsten einer Zunahme an diaphasischen Varietäten. Dieser Umstand, welcher Gegenstand des dritten Kapitels ist, beeinflußt automatisch die in Kapitel 4 vorgenommenen Zuordnungen, und sollte deshalb ebenfalls berücksichtigt werden.

[*] Schlieben-Lange 1978: 25-30.

2 Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache

2.1 Die Unterscheidung von code phonique/graphique und code parlé/écrit

Da die Begriffe ‚gesprochen' und ‚geschrieben' im alltäglichen Sprachgebrauch oft zweideutig verwendet werden, empfiehlt sich im Rahmen einer systematischen Auseinandersetzung zunächst eine begriffliche Differenzierung, wie sie Ludwig Söll (1985) mit seinem Doppeldichotomiemodell vorgenommen hat:

‚Code phonique' und ‚code graphique' beziehen sich dabei auf das Medium, in dem eine Äußerung realisiert wird, auf den Übertragungsmodus menschlicher Kommunikation. Dieser bestimmt sowohl die Art der Textproduktion als auch die der Textrezeption. Während ein ‚message phonique' stimmlich-artikulatorisch entsteht und auditiv wahrgenommen wird, ist ein ‚message écrit' das Ergebnis graphischer Realisierung und muß visuell durch Lektüre entschlüsselt werden.[*] – Davon gilt es die Ebene der Konzeption abzugrenzen, auf welcher Söll zwischen ‚code parlé' und ‚code écrit' unterscheidet.[†] Denn unabhängig von der medialen Realisierung folgt Sprache in ihrer Struktur bestimmten Regeln, die sich ebenfalls als eher ‚gesprochen' oder eher ‚geschrieben' kategorisieren lassen. Der Unterschied zwischen beiden Ebenen tritt am deutlichsten zutage, wenn ein Text bei gleichbleibender Konzeption medial umkodiert wird: Wer beispielsweise einen wissenschaftlichen Artikel vorliest (= code phonique), befindet sich, obwohl er spricht, im Bereich der Schriftsprache, da dem vorgelesenen Text weiterhin eine schriftliche Konzeption (= code écrit) zugrunde liegt. Ein spontanes Gespräch kann als Transkription (= code graphique) auch der visuellen Rezeption zugänglich gemacht werden, ohne deswegen seine mündliche Konzeption (= code parlé) zu verlieren.[‡] Die Notwendigkeit der *Um*kodierung verdeutlicht jedoch, daß ein natürlicher Zusammenhang zunächst zwischen code phonique und code parlé einerseits sowie zwischen code graphique und code écrit andererseits besteht:

1) Code parlé + Code phonique:	**[fopaldiʀ]**
2) Code parlé + Code graphique:	faut pas le dire
3) Code écrit + Code graphique:	**il ne faut pas le dire**
4) Code écrit + Code phonique:	[ilnəfopaldiʀ]

Die Varianten 1) und 3) entsprechen also der Norm, während 2) und 4) Normabweichungen darstellen, wie sie z.B. infolge eines bewußten Registerwechsels zustande kommen. In der Praxis vollziehen sich solche Übergänge häufiger zwischen 1) und 4) als zwischen 3) und 2). Besonders deutlich werden die genannten Affinitäten an Wörtern mit hoher Code-Spezifität

[*] Söll 1985: 17.
[†] Statt *code* ließe sich – wie bei Müller (1990: 201) – der Terminus *ordre* verwenden, wodurch die Abgrenzung zur medialen Ebene noch deutlicher würde.
[‡] Ebd.: 19f.

(écrit/parlé), da hier normabweichende Realisierungsweisen (graphique/phonique) öfter mit Unsicherheiten einhergehen. Das Substantiv [pagaj], welches konzeptionell eindeutig der gesprochenen Sprache zuneigt, läßt u.U. Zweifel bezüglich seiner Orthographie aufkommen: *pagaye* oder *pagaïe* oder *pagaille*? Graphische Varianten sind kennzeichnend für Wörter, deren Verschriftung noch nicht lange zurückliegt. Beim Adjektiv *pusillanime*, welches primär der Schriftsprache angehört, könnten hingegen Probleme bei der Aussprache entstehen: [-l-] oder [-ll-] oder [-j-] ? [*] Doch nicht alle Elementen weisen eine eindeutige konzeptionelle Spezifität auf, sondern stehen dem einen code u.U. nur geringfügig näher als dem anderen. Auch ganze Texte lassen sich nicht immer auf eine der beiden Konzeptionen festlegen, da sie sowohl durch Regularitäten des code parlé als auch des code écrit bestimmt sind. Während die Realisierung eines Textes entweder nur phonisch oder nur graphisch erfolgt, herrscht auf Konzeptionsebene eine gleitende Skala beliebiger Mischungen, deren vollständige Systematisierung kaum möglich ist.[†] Dabei gilt, daß der Anteil des code écrit mit steigender Formalität der Kommunikation zunimmt, der des code parlé mit steigender Vertrautheit. Doch die Wahl eines Codes ist auch beeinflußt durch die vom Textproduzenten letztendlich intendierte Rezeptionsweise. Dabei kann eine Umkodierung eingeplant sein, so daß die zuerst erfolgende Rezeptionsweise nur ein Zwischenstadium darstellt. So weist ein phonisch realisierter Text, der mitgeschrieben werden soll, um später per Lektüre rezipierbar zu sein, sicherlich Züge des code écrit auf. Häufiger ist der Fall, daß ein im Ursprung graphisch realisierter Text eigentlich gehört werden soll und daher Merkmale des code parlé trägt. Dies betrifft insbesondere Drehbücher, Radioskripte, Vorträge oder Reden.[‡] Obgleich die Imitation mündlicher Sprachformen in der geschriebenen Literatur sowie der Einfluß der Schriftsprache auf die mündliche Rede keineswegs neue Phänomene darstellen, hat, bedingt durch die Entwicklung technischer Medien, eine Ausweitung dieses Zwischenbereichs stattgefunden. In Fernsehen, Radio, Kino etc. werden verstärkt Texte oral realisiert, die zuvor am Schreibtisch entstanden.[§]

2.2 Zum Verhältnis von code phonique und code graphique

Zahlreiche strukturalistische Linguisten, von de Saussure über Sapir bis zu Bloomfield und Hockett, behaupteten die absolute Priorität der gesprochenen Sprache, während die geschriebene lediglich dazu diene, erstere zu repräsentieren bzw. sie in ein anderes Medium

[*] Ebd.: 22-25; 196.
[†] Müller 1990: 201.
[‡] Bourquin 1965: 8.
[§] Désirat 1976: 62.

zu transponieren. Als legitimer Gegenstand der Linguistik gelte daher einzig die gesprochene Sprache – der Gegensatz ‚geschrieben-gesprochen' sei ein Scheinproblem.[*] Die weitverbreitete Ansicht vom Vorrang des Gesprochenen fußt vor allem auf phylogenetischen und ontogenetischen Begründungen: In der Diachronie des Französischen setzten Verschriftlichungen erst lange nach der Ausbildung sprechsprachlicher Varietäten ein. Die ersten Textzeugnisse stammen aus dem 9. Jh. Und bevor in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s die allgemeine Schulpflicht verwirklicht wurde, waren Schreib- und Lesekompetenzen ohnehin nur wenigen privilegierten Mitgliedern der Sprachgemeinschaft vorbehalten.[†] Doch indem die Schrift kommunikativen Bedürfnissen genügen mußte, die sich von denen der mündlichen Kommunikation unterscheiden, erwarb sie im Zuge ihrer historischen Entwicklung eine relative Autonomie, denn ihre Funktion beschränkte sich bald nicht mehr darauf, das Gesprochene abzubilden und zu konservieren. Zu diesem Ergebnis gelangte auch der Cercle linguistique de Prague um Josef Vachek. Letzterer zeigte erstmals 1939, daß sich die geschriebene Sprache im Laufe der Zeit von einem sekundären zu einem primären Zeichensystem entwickelt, dessen Elemente nicht mehr nur graphische Abbilder von Lautzeichen sind, sondern eigenständig außersprachliche Realitäten bezeichnen.[‡] Geschriebene und gesprochene Sprache seien sogar zwei distinkte, nach eigenen Regeln operierende Teilsysteme, die beim Sprachbenutzer eine doppelte Kompetenz voraussetzen, eine phonische und eine graphische. Dies unterstützen übrigens Beobachtungen der Psycholinguistik, denen zufolge gehörlose Kinder, welchen die gesprochene Sprache verschlossen bleibt, im Bereich des Geschriebenen volle Sprachkompetenz entfalten können.[§] Doch selbst wer den Unterschied zwischen Phonie und Graphie auf der Ebene der Performanz ansiedelt – schließlich betrifft er den Realisierungsmodus von Sprache – , wird erkennen, daß trotz einer gewissen Korrelation zwischen graphischen und phonischen Zeichen ihre Unterschiede in Materialität, Organisation und Informationsleistung so groß sind, daß sich Schrift nicht allein aus ihrem Bezug zur Lautung heraus verstehen läßt.[**] Für das Französische sei im folgenden erläutert, in welchen Dimensionen sich insbesondere das graphische Zeichensystem als eigenständig erweist:

[*] Wildenhahn 1981: 130.
[†] Müller 1990: 197.
[‡] Wildenhahn 1981: 130.
[§] Müller 1990: 198.
[**] Ebd.: 200.

2.2.1 Inkongruenz von graphischem und phonischem Zeicheninventar

Auf materieller Ebene wäre allein der unterschiedliche Umfang der Zeicheninventare zu nennen. Den ca. 37 Phonemen des gesprochenen Französisch stehen 41 graphische Grundelemente gegenüber: 26 Buchstaben, 13 Buchstaben mit diakritischen Zeichen sowie 2 Diagraphen (œ / ae). Die Zahl der mit diesen Elementen konstituierten Grapheme beträgt allerdings ein Mehrfaches, egal, ob jede orthographisch mögliche Repräsentation eines Phonems als eigenes Graphem gewertet wird (...ai, ais, ait, aix, aient...) oder nur die jeweilige graphische Minimaleinheit derartiger Segmente (..ai..). Hinzukommen Interpunktionszeichen, Spatien, Schrifttypen, Schriftstärken, Kürzel (€, $..), logographische Symbole (+, -, x, :, = ...) und Ziffern, die sich in ihrer phonischen Repräsentation völlig anders darstellen. – Es besteht also Grund, die Funktionsweise von Schriftzeichen aus einer phonemunabhängigen Sicht heraus zu untersuchen. Auch beim stummen Lesen kann sich die Schrift in der Wahrnehmung von der Phonemstruktur loslösen. Wie die Leseforschung gezeigt hat, werden bei der Aufnahme schriftlicher Informationen i.d.R. größere Einheiten als die des Graphems auf einmal verarbeitet – bis hin zu Wortgruppen.[*]

2.2.2 Divergenzen bei morphologischen Markierungen

Bei morphologischen Markierungen folgen beide Zeichensysteme teilweise abweichenden Regeln, wobei es graphische Markierungsformen gibt, die sich aus den phonischen Gegebenheiten heraus nicht erklären lassen:

a) Während das gesprochene Französisch zur Numerusmarkierung phonologische Oppositionen nutzt, verwendet das geschriebene Französisch graphische Oppositionen, die oft keine direkte phonische Entsprechung haben: [l**ə** pɛ̃ : l**e** pɛ̃] - le pain : le**s** pain**s**

b) Darüber hinaus finden sich im geschriebenen Französisch zumeist mehr Numerusmarker als im gesprochenen: [kɛl pɛ̃ : kɛl pɛ̃] (0) - quel pain : quel**s** pain**s** (2)

[lœʀ kuzɛ̃ etɛ malad : lœr kuzɛ̃ etɛ malad] (0) - leur cousin était malade : leur**s** cousin**s** étai**en**t malade**s** (4)

In den angeführten Beispielen liefern die phonischen Varianten sogar überhaupt keine Informationen über den Numerus der vorkommenden Aktanten.

c) Unterschiedliche Regularitäten herrschen auch in bezug auf die Genusmarkierung bei Adjektiv und Partizip. Wird der Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum im Gesprochenen oft mittels einer phonologischen Opposition gekennzeichnet (finales Konsonantphonem vs. finales Vokalphonem), findet sich im Geschriebenen eine davon

[*] Ebd.: 198.

unabhängige graphische Opposition: [ʒal**u** : ʒalu**z**] - jalou**x** : jalous**e**

[m**i** : mi**z**] - mis : mis**e**

Generell überwiegt im code phonique jedoch Genusinvariabilität, im code graphique hingegen Genusvariabilität: [kryɛl : kryɛl] – cruel : cruel**le** / [blø : blø] – bleu : bleu**e**.

d) Unterschiede offenbaren Phonie und Graphie auch hinsichtlich der Personmarkierung bei konjugierten Verbformen der einfachen Zeiten. Im gesprochenen Französisch ergibt sich die Person oftmals nur aus dem präfigierten Subjektpronomen, da die Verbform nur noch das Tempus anzeigt. Im geschriebenen Französisch läßt sich die Person zusätzlich an der Verbendung ablesen:* [ʒə pɔʀt] – je port**e** [ty pɔʀt] – tu port**es** [il pɔʀt] – il port**e** / ils port**ent**

In einige Fällen liefert der code phonique also keinerlei morphologische Informationen. Bei größeren Syntagmen kann dies dazu führen, daß entscheidende semantische Bezüge u.U. erst im Schriftcode hervortreten:

[lɛ̃mpɔʀtasjɔ̃ dɔʀɑ̃ʒ italjɛn] : l'importation d'oranges italienne**s** oder l'importation d'oranges italienne(-)

Die syntaktische Informationsleistung des code graphique wird auch an folgendem Satzgefüge aus V. Hugos *Notre-Dame de Paris* deutlich, dessen grammatische Struktur phonisch nicht ohne zusätzliche prosodische Signale (z.B. Pausen) bzw. mit Hilfe von Ko- und Kontext zu entschlüsseln ist: Je songeai à cette malheureuse fille qui l'avait perdu et qu'il avait perdue.†

= [kilavɛpɛʀdy]

2.2.3 Metasprachliche Informationsleistung

a) Mittels Satzschlußzeichen sowie der Großschreibung von Wortanfängen am Satzbeginn vermag der Schriftcode auf so eindeutige Weise Satzgrenzen zu markieren, wie es phonische Signale kaum leisten können. Im Französischen erlaubt die Majuskelschreibung von Anfangsbuchstaben überdies die Unterscheidung von Namens- und Lexemeinheiten.

b) Durch Spatien werden im Schriftcode sogar Wortgrenzen gekennzeichnet, während die Pausen- und Intonationssignale des gesprochenen Französisch nur einzelne groupes rythmiques bzw. mots phonétiques voneinander abgrenzen.

c) Im Gegensatz zur Phonie eines Wortes erlaubt dessen graphische Struktur dank ihrer etymologisch-historischen Rückbindung, welche im Französischen besonders stark ausgeprägt ist, in vielen Fällen Rückschlüsse auf die Entwicklungsgeschichte bzw. auf den Ursprung einer Lexems: [tɑ̃] < ? - temps < tempus

* Ebd.: 199.
† Ebd.: 200.

d) Homophone, deren jeweilige Bedeutungen sich im Gesprochenen erst mit Hilfe des Kontexts erschließen, lassen sich graphisch ohne weiteres voneinander abgrenzen:

ver : vert : vers : verre - [vɛʀ]

Zwar existieren ebenso Homographe, doch insbesondere bei Funktionswörtern gestatten diakritische Zeichen eine eindeutige Differenzierung:[*] la : là / a : à / du : dû / des : dès / ou : où

2.3 Zum Verhältnis von code parlé und code écrit

Gesprochene und geschriebene Sprache differieren auch auf Konzeptionsebene. Ohne die konzeptionellen Unterschiede erschöpfend erklären zu können, stehen doch die medialen Bedingungen der Sprachproduktion (phonisch/graphisch), -rezeption (auditiv/visuell) und -transmission (akustisch/optisch) in engem Zusammenhang mit den pragmatischen Faktoren, anhand derer code parlé und code écrit im folgenden differenziert werden sollen. In diesem Kapitel geht es allerdings weniger darum, konkrete einzelsprachliche Strukturunterschiede herauszuarbeiten, als einige übereinzelsprachliche Oberflächenmerkmale aufzuzeigen.

2.3.1 Grad der Partizipation

Sprachliche Kommunikation kann sowohl interaktional bzw. dialogisch als auch aktional bzw. monologisch geprägt sein, je nach dem, wie häufig die Rollen von Sender und Empfänger unter den Kommunikationspartnern wechseln. Ludwig Söll (1985: 30) sieht im gesprochenen Dialog den evolutionär bedingten Grundtyp von Sprache und begründet somit eine Affinität zwischen code parlé und Dialogizität. Der Monolog stünde folglich dem code écrit näher. Eine vergleichbare Aussage trifft Guy Bourquin (1965: 7) in folgendem Schema:

écrit	oral	
monologue		dialogue

Demzufolge läßt sich geschriebene Sprache allerdings ausschließlich im Monologstil realisieren, während gesprochene Sprache sowohl monologisch als auch dialogisch eingesetzt werden kann, obgleich bei deutlicher Neigung zum Dialog. Der zugrundegelegte Dialogbegriff erscheint recht enggefaßt, da er selbst einen gleichberechtigten schriftlichen Austausch zwischen zwei Personen ausschließt. Im Zeitalter elektronischer Kommunikationsformen (E-Mail/Chat/SMS), in dem auch schriftliche Nachrichten kurzzeitig ausgetauscht werden können, wäre u.U. eine Öffnung des Dialogbegriffs für die

[*] Ebd.: 199f.

Schriftsprache zu überlegen. Dagegen spräche, daß wohl viele der in der Praxis versandten elektronischen Nachrichten konzeptionell eher dem code parlé nahestehen.
Zweifellos geht ein traditionelles Dialogverständnis überdies davon aus, daß sich die Kommunikationspartner zur selben Zeit am selben Ort befinden.

2.3.2 Grad der Situationsidentität

Auch der code parlé legt zugrunde, daß die Kommunikationspartner an derselben Situation teilhaben. Sämtliche Informationen, welche sich aus der Situation ergeben und damit beiden Partnern zugänglich sind, bedürfen folglich keiner sprachlichen Aktualisierung. Verbale Bezüge zur Gesprächssituation, welche oft als Ausgangspunkt von Aussagen dient, entstehen u.a. durch temporale, lokale oder modale Bestimmungen (*hier, demain, ici, là-bas, à ce que je vois*...). Wo Situationsreferenz möglich ist und die Beteiligten mit referentiellen Zeichen operieren, genügt eine sparsame Versprachlichung. Transkribierte Konversationen bleiben Unbeteiligten daher meist unverständlich.[*] Die gesprochene Nachricht verträgt also ein relativ hohes Maß an Unbestimmtheit. Ein Minimum an textuell verschlüsselter Information genügt, da den erforderlichen Informationsrest die Situation selbst vermittelt. Der Empfänger vermag daher mit dem reinen Textgehalt einer Nachricht noch nichts anzufangen. Für ein tatsächliches Verständnis muß er auf außersprachliche bzw. situative Informationsquellen zurückgreifen.[†] – Der code écrit geht hingegen von einer räumlichen Trennung der Kommunikationspartner aus. Ein Textproduzent muß demnach alle Elemente seiner Situation sprachlich explizieren, die der Empfänger zum Verständnis der Nachricht benötigt, was zu einem relativen Anstieg des textuellen Informationsgehalts führt.[‡] Gesprochene Sprache bedient sich also nicht nur der Sprachzeichen, sie funktioniert vielmehr polysemiotisch. Zu den außersprachlichen Informationsträgern, deren Einsatz die Situationsidentität ermöglicht, zählen insbesondere paralinguistische und nonverbale Kommunikationsmittel wie Gestik, Mimik oder prosodische Signale, welche die Sprachäußerung entweder begleiten, komplettieren oder konterkarieren. Hierfür besitzt die geschriebene Sprache kein Äquivalent. Sie ist monosemiotisch und muß sich mit verbalen Umschreibungen behelfen.[§]
Die Frage, ob beide Kommunikationsteilnehmer an derselben Situation teilhaben oder nicht, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem zeitlichen Verhältnis von Enkodierung und

[*] Söll 1985: 20f; 62f.
[†] Bourquin 1965: 6f.
[‡] Söll 1985: 20f.
[§] Müller 1990: 203.

Dekodierung. Besteht Situationsidentität, erfolgen diese Prozesse i.d.R. simultan, andernfalls sukzessiv, in einem zeitlichen Intervall.

2.3.3 Planungsgrad – Spontaneitätsgrad

Die Simultaneität beider Vorgänge ist charakteristisch für die mündliche Kommunikation.[*] Zusammen mit der Flüchtigkeit phonisch realisierter Sprache bewirkt sie, daß sowohl En- als auch Dekodierung irreversibel sind. Vom Sender einmal begangene Sprachfehler sind für den Empfänger wahrnehmbar. Gleiches gilt für Pausen, Flickwörter, Gliederungssignale etc. Im Gegensatz zur schriftlichen Kommunikation können Korrekturen und Modifikationen nur als Hinzufügung vorgenommen werden, nicht aber als Ersatz. Daraus folgt automatisch eine höhere Redundanz. Die Nicht-Simultaneität von En- und Dekodierung in der geschriebenen Sprache sowie deren graphische Fixierung erlauben nicht nur dem Sender, unmerklich Korrekturen und Veränderungen vorzunehmen, sondern auch dem Empfänger, einzelne Elemente beliebig oft nachzulesen.[†] Entscheidend ist, daß sich der Faktor der (Dis)Simultaneität unmittelbar auf die Realisierungsdauer auswirkt und damit auf den Planungs- bzw. Spontaneitätsgrad einer Äußerung. Da die Realisierungsdauer im code écrit theoretisch unbegrenzt ist, läßt sich die Rede in aller Ruhe planen und bei Bedarf revidieren. Dies ermöglicht sowohl komplexere Satzstrukturen als auch eine höhere semantische Präzision und Variabilität, wodurch wiederum das Fehlen eines situativen Kontexts kompensiert werden kann. Der code parlé konstituiert hingegen Rede unter hohem Zeitdruck, sozusagen aus dem Zwang des Augenblicks heraus. Sein hoher Spontaneitätsgrad schlägt sich u.a. nieder in Erscheinungen wie Fehlstarts, Selbstkorrekturen, Hesitationsphänomenen, holophrastischem Diskurs, relativer Einfachheit und Kürze, Ellipsen, Parataxe oder sogenannten Schwammwörtern (*chose, truc, machin...*). Mit einigen dieser Merkmale verschafft sich der Sender mehr Zeit, um seine Rede zu planen.[‡] Die durch den geringen Planungsgrad erzwungene strukturelle Einfachheit besteht sowohl auf syntagmatischer Ebene, wo sie beispielsweise in kurzen, verblosen Sätzen zutage tritt, als auch auf paradigmatischer Ebene, wo u.a. der häufige Gebrauch von Präsentativen wie *c'est* und *il y a* oder von *on* statt *nous* zu nennen wäre. Ellipsen, Einsparungen oder unausgesprochene Gedanken stellen keine echten Formen der Unvollständigkeit dar. Mit ihnen nutzt der Textproduzent vielmehr die

[*] Die Dekodierung einer Nachricht kann sogar schon vor Abschluß ihrer Enkodierung vollendet sein, wenn bestimmte Satzanfänge, Gesten und Erfahrungen einen Empfänger den weiteren Verlauf der Botschaft antizipieren lassen.
[†] Bourquin 1965: 5.
[‡] Müller 1990: 203f

Einbettung seiner Äußerung in einen situativen Kontext, der die Informationslücken schließt.[*] Charakteristisch ist in diesem Zusammenhang auch die geringere Diversität des Wortschatzes, eine niedrigere type-token-Relation als im code écrit, d.h., die Wiederholungsrate der einzelnen types ist höher, bzw. auf einen type entfallen im Durchschnitt mehr tokens. Bei gleichem Informationsgehalt sind gesprochene Texte also umfangreicher und damit redundanter als geschriebene Texte.[†] Anders ausgedrückt: Die geringere Informationsdichte oraler Texte wird durch ihren höheren Umfang kompensiert. Auf medialer Ebene gilt übrigens das Gegenteil: Da Grapheme durchschnittlich aus mehr als einem Buchstaben bestehen, enthält jeder französische Text mehr Buchstaben als Phoneme. Ein Phonem verfügt im Durchschnitt über eine anderthalbfach höhere Informationsdichte als ein Graphem. Folglich weist ein graphischer Text einen geringeren Informationsgehalt bzw. eine höhere Redundanz auf als ein phonischer Text gleicher Zeichenzahl. – Unter Berücksichtigung beider Ebenen ergibt sich, daß die höchste Redundanz bzw. geringste Informationsdichte bei einem mündlich konzipierten Text in graphischer Realisierung vorliegt. Diese Konstellation erfordert vom Leser die geringste Aufmerksamkeit. Höchste Konzentration verlangt dementsprechend ein schriftlich konzipierter Text in phonischer Realisierung, z.B. ein vorgelesener wissenschaftlicher Artikel. Dazwischen liegen Texte oraler und skripturaler Konzeption in der für sie jeweils typischen Realisierung.[‡]

Einige strukturelle Eigenschaften gesprochener Sprache, die bislang unter dem Aspekt des Planungsgrads und damit aus der Perspektive des Produzenten erklärt wurden, erfüllen ihren Sinn also auch aus der Sicht des Rezipienten. Eine physiologische Begründung hierfür liefert die begrenzte Kapazität des Arbeitsgedächtnisses, welche sich vor allem auf die auditive Rezeption von phonisch realisierten und dadurch flüchtigen Texten auswirkt. Kürzere, weniger komplexe und variantenreiche, dafür stärker idiomatisierte und stereotypisierte Sätze entsprechen aufgrund ihrer höheren Redundanz bzw. geringeren Informationsdichte eher der limitierten Gedächtnisleistung eines Hörers als Sätze mit gegenteiligen Merkmalen. Derlei Beschränkungen gelten praktisch kaum für unbewegte, visuell rezipierbare Texte, deren Dekodierung nach Belieben wiederholt werden kann, was das Arbeitsgedächtnis entlastet und auch die Verarbeitung komplexerer Strukturen erlaubt.[§]

---

[*] Söll 1985: 55ff.

[†] Dabei dominieren in beiden Kodes durchaus unterschiedliche Wortarten. Wird der geschriebenen Sprache allgemein eine nominale Tendenz zugeschrieben, gilt für die gesprochene Sprache ein höherer Anteil an Verben. Die Dichte der Adjektive ist wiederum in schriftlich konzipierten Texten höher.

[‡] Ebd.: 63-67.

[§] Steger 1987: 50f.

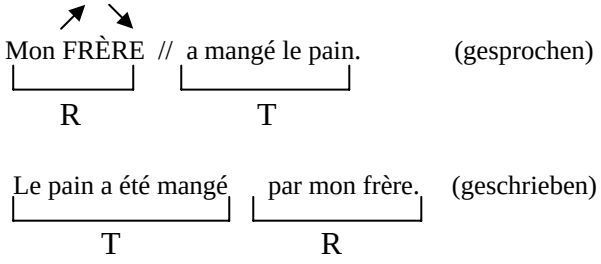
2.3.4 Grad der persönlichen Betroffenheit

Aus den bislang dargelegten Eigenschaften von code parlé und code écrit ergeben sich unterschiedliche Schwerpunkte bezüglich der kommunikativen Funktion. Ihre hohe Planbarkeit sowie ihre fehlende kontextuelle Einbindung verleihen der geschriebenen Sprache einen eher rationalen Charakter und prädestinieren sie zur *Darstellung* von Sachverhalten, was wiederum auf die Nähe zum Monolog verweist und für ihre Gegenstandsbezogenheit spricht. – Dank ihrer situativen Einbettung und der Möglichkeit nonverbaler Verständigung eignet sich gesprochene Sprache besonders zur Vermittlung von Gefühls- und Willensmomenten. *Ausdruck* und *Appell* sind ihre vorrangigen Funktionen, womit sie in der Tendenz als personenbezogen gelten kann und dadurch wiederum dem Dialog nahesteht.[*] Stärker als im code écrit zählt demnach das persönliche Verhältnis des Senders zum Empfänger, zum Äußerungsgegenstand sowie zur Gesprächssituation.[†] Höhere Subjektivität und Emotionalität beeinflussen freilich die Sprachstruktur. Syntaktische Vollständigkeit sowie semantische Präzision einerseits und Gefühlsausdruck andererseits schließen einander geradezu aus. Typisch „subjektive“ Sprachmittel sind hingegen Segmentierungen, die mise-en-relief, Interjektionen (sie haben keine begriffliche Bedeutung), Fragen, Imperative, Ich-Referenzen (*à mon avis, je dirais que...*), Pejorativa, Meliorativa, Vulgarismen oder bildhafte Wendungen und Übersteigerungen. Ganz im Gegensatz zur geschriebenen Sprache weist die gesprochene einen hohen Partikelreichtum auf.[‡] Partikel modifizieren und differenzieren die Aussage des Senders gemäß seiner Empfindungen und Absichten.[§] Den code écrit kennzeichnen vielmehr Entpersönlichung bzw. Demodalisierung, wie sie z.B. in der Bevorzugung des allgemeineren *on* gegenüber dem persönlicheren *je* zutage treten.[**] Abweichungen ergeben sich außerdem in Hinblick auf die Informationsstruktur. In der gesprochenen Sprache wird die Abfolge ‚Thema-Rhema’ nämlich häufiger umgekehrt, d.h., der Sprecher beginnt mit dem kommunikativen Schwerpunkt, der Aussage, und liefert den Gegenstand, auf welchen sich die Aussage bezieht, nach. Die Rhema-Thema-Folge eignet sich insbesondere zum Ausdruck von Gefühlen, da sie die Expressivität und Spannung erhöht. Obgleich zur Umsetzung auch der im Schriftlichen mögliche Spaltsatz denkbar ist, dominiert im code parlé / phonique die Fokussierung der Aussage am linken Satzrand mittels entsprechender Intonation und Akzentuation:

[*] Söll 1985: 32ff.
[†] Müller 1990: 204.
[‡] Abtönungspartikel erscheinen besonders im Deutschen häufig und sind dort zu 85% ohne Entsprechung im Französischen.
[§] Söll 1985: 60ff.
[**] Müller 1990: 204.

Des TOMATES // tu dois acheter. (phonisch)

Über prosodische Markierungsmöglichkeiten verfügt der code graphique hingegen nicht. Erschiene der Beispielsatz mit derselben Wortstellung in Schriftform, würde zwar immer noch der Kontext die intendierte Zuordnung von Thema und Rhema zu den einzelnen Satzgliedern erlauben, doch ein markantes Hilfsmittel entfiele. Daher besteht im code écrit ein höherer Druck, die Thema-Rhema-Folge einzuhalten. Ist dies mit der Wortstellung S-P-O unvereinbar, weil z.B. das Agens (normalerweise Subjekt) rhematisiert werden soll, so kann das Passiv dazu dienen, das Agens in rhematische Endstellung zu bringen bzw. die übrigen Glieder in thematische Spitzenstellung – hierin liegt übrigens *ein* Grund für die höhere Frequenz des Passiv im code écrit:[*]



Die höhere strukturelle Komplexität und Varianz geschriebener Sprache, welche zuvor anhand von situativ bedingten Phänomenen wie Planbarkeit, Rationalität oder Entpersönlichung erklärt wurde, läßt sich mit einem soziologischen Ansatz jedoch ebenso als Ausdruck einer sozialen Sprachnorm auffassen und damit auf eine Beziehungsebene im weiteren Sinne zurückführen. Denn ausgehend von der Tatsache, daß En- und Dekodierung zeitlich inkongruent verlaufen, daß sich Sender und Empfänger in unterschiedlichen Situationen befinden und einander womöglich gar nicht kennen, fungiert der geschriebene Text gleichsam als Stellvertreter seines abwesenden Produzenten, als Repräsentant dessen Persönlichkeit. In dieser Funktion erfährt der Text eine strukturelle Gestaltung, welche üblicherweise an bestimmten sozialen Schreibnormen bzw. Stilidealen orientiert ist. Diese werden meist von gesellschaftlichen Eliten geprägt und anschließend im schulischen Unterricht oder im Zuge der elterlichen Erziehung tradiert. Allzu große Abweichungen von sozialen Sprachnormen können dem Produzenten Mißbilligung und sogar Nachteile einbringen, etwa bei einem Bewerbungsschreiben. Denn der Leser übt eine Art sozialer Kontrolle aus, indem er von der Sprachgestaltung Rückschlüsse zieht auf Persönlichkeit und soziale Herkunft des Autors. So könnte er sprachliche Nuanciertheit als Zeichen geistiger Nuanciertheit deuten und auf ein künstlerisches oder akademisches Milieu rückschließen. Je

[*] Söll 1985: 58ff.

öffentlicher Texte sind, desto stärker werden sie als Repräsentanten ihrer Verfasser und deren Gruppen wahrgenommen.[*]

2.4 ‚Gesprochen' und ‚geschrieben' als eigenständige Varietätendimension ?

Durchaus umstritten ist die Frage, ob sich mit den Unterschieden zwischen code écrit und code parlé eine eigenständige *diamesische*[†] Variation begründen läßt oder nicht. Wie aus Kapitel 1.3 hervorgeht, können viele der strukturellen Differenzen auf Variablen innerhalb der Kommunikationssituation zurückgeführt werden, was dafür spricht, den Gegensatz ‚gesprochen-geschrieben' der diaphasischen Variation unterzuordnen, wie es übrigens auch Coseriu selbst getan hat. Zu demselben Ergebnis gelangt Kiesler (1995), indem er für das Französische jene Elemente, die als typisch für die gesprochene Sprache gelten, mit denen vergleicht, die der Umgangssprache angehören. – Letztere wird als diaphasisch niedrig stehende Varietät angesehen. – Sein Vergleich ergab auffällige Übereinstimmungen. Viele der gesprochensprachlichen Merkmale könnten als umgangssprachlich interpretiert werden. Dies sei teilweise nachgewiesen und für eine Mehrzahl der Merkmale offensichtlich.[‡] Daher schlägt Kiesler vor, die seiner Meinung nach widersinnigen Kategorien ‚geschriebene Sprache' und ‚gesprochene Sprache' durch die Termini ‚Hochsprache' und ‚Umgangssprache' zu ersetzen, ohne allerdings beide Ebenen theoretisch gleichzusetzen, da die Frage von Mündlichkeit und Schriftlichkeit sekundär sei gegenüber der diasystematischen Variation.[§] Was einige Wissenschaftler als konzeptionelle Unterscheidung bezeichnen, ließe sich adäquater als Aspekt der diaphasischen Variation beschreiben: Eine Äußerung würde demnach nicht als ‚geschrieben' oder ‚gesprochen' kategorisiert, sondern als ‚formell' oder ‚informell' – je nach dem, ob sie unter den Kommunikationsbedingungen der Nähe (Privatheit, Vertrautheit, Emotionalität etc.) oder denen der Distanz (Öffentlichkeit, Fremdheit, geringe Emotionalität etc.) realisiert wird.[**] Coserius Modell zur Beschreibung sprachlicher Varietäten sei also ausreichend und müsse nicht um eine diamesische Dimension erweitert werden. – In die andere Richtung neigen die Überlegungen von Ludwig Söll (1985): Wenn code écrit und code parlé mehr als nur stilistische Teilaspekte wären, wenn sie tatsächlich Anlaß zu einer zusätzlichen Variation gäben, so müßten sie aus dem allgemeinen Sprachsystem Strukturen auf eine so spezifische Weise selektieren, daß sich diese Auswahl durch keine der übrigen Subsysteme (Diatopik, Diastratik, Diaphasik) erklären läßt. Unter solchen Umständen repräsentieren Mündlichkeit und Schriftlichkeit Normen einer eigenen

[*] Steger 1987: 53-56.
[†] Diesen Terminus führte 1983 der Sprachwissenschaftler Mioni ein.
[‡] Kiesler 1995: 386.
[§] Ebd.: 390.
[**] Ebd.: 395f.

Dimension. Um die Existenz der beiden Normen rechtfertigen zu können, müssen genügend sprachliche Strukturen existieren, die über eine hohe Code-Spezifität verfügen, die also mit deutlichem überzufälligem Frequenzunterschied entweder im Mündlichen oder im Schriftlichen häufiger vorkommen. Im lexikalischen Bereich betrifft dies u.a. *moche* (parlé), *épouse* (écrit), *lorsque* (écrit), *truc* (parlé), *formidable* (parlé) oder *type* (parlé). Unspezifisch verhalten sich dagegen z.B. *femme*, *laid* oder *quand*. Obwohl die statistische Häufigkeit von *lorsque* in geschriebenen Texten deutlich höher ausfällt als in gesprochenen, kann das Synonym *quand* deshalb nicht dem code oral zugerechnet werden, da es selbst im Schriftlichen immer noch häufiger verwendet wird als *lorsque*. Die Code-Markierung gewinnt um so mehr an Bedeutung, je höher die Gebrauchsfrequenzen für das betreffende Wort insgesamt ausfallen und je weiter die Frequenzbeträge für beide Kodes auseinanderliegen. Demnach weist *gosse*, das im Gesprochenen siebzig Mal häufiger vorkommt, eine klare Code-Spezifität auf. Gleiches gilt für *ça* mit einem Verhältnis von 20:1 zugunsten des code parlé. Im Hinblick auf die Grammatik wären u.a. folgende Phänomene zu nennen:

passé composé (parlé) – passé simple (écrit)
Intonationsfrage (parlé) – Inversionsfrage (écrit)
on (parlé) – nous (écrit)
Negation nur mit *pas* (parlé) – Negation mit *ne...pas* (écrit)

Die Normkraft für diese Zuordnungen liegt bei 70 bis 100 Prozent, d.h., in 70 bis 100 aller Vorkommensfälle wird beispielsweise das passé composé mündlich gebraucht, das passé simple hingegen schriftlich. Selbst die stilistisch gehobene Sprechsprache verwendet kaum das passé simple, die Inversionsfrage oder die vollständige Negation – im Gegensatz wohlbemerkt zur stilistisch niederen Schreibsprache. Geringe Abweichungen von der Regel sind möglich, ohne als Normbruch empfunden zu werden.

Am deutlichsten tritt die Opposition ‚écrit-parlé' übrigens bei Vergleichspaaren hervor, die bezüglich Register und Sprachniveau Invarianz zeigen und zugleich diastratisch sowie diaphasisch nur schwach bis gar nicht markiert sind, etwa im Bereich der langue courante:

des beaux enfants (gesprochene Norm) – de beaux enfants (geschriebene Norm)[*]

Auf die Frage, ob der Gegensatz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache eine eigenständige Variation im Sinne Coserius rechtfertigt, gelangt Hugo Steger (1987) wiederum zu einer abschlägigen Antwort. Betrachtet man aber die definitorischen Anforderungen, welche er an den Begriff der Variation stellt, verwundert dies nicht: Nach Steger könne man die Eigenständigkeit sprachlicher Subsysteme daran erkennen, daß sich die Elemente ihrer Varietäten untereinander nicht austauschen lassen, ohne Inkorrektheit zu erzeugen. Da jedoch

[*] Söll 1985: 9/27f./35/190.

Sätze, die in dem einen Medium korrekt sind, es auch im jeweils anderen Medium sind und da außerdem für beide Medien prinzipiell dieselben Strukturmittel gelten, könne es keine eigenen Varietäten ‚gesprochen' und ‚geschrieben' geben.[*] – Der bislang zugrundegelegte Normbegriff scheint mir hier durch den des Systems ausgetauscht worden zu sein.

3 Höhere und niedere Sprachniveaus

Für soziolinguistische Probleme interessierten sich Forscher zwar bereits in der ersten Hälfte des 20. Jh.s, jedoch ohne die Absicht, eine eigenständige Teildisziplin ‚Soziolinguistik' zu begründen, welche sprachwissenschaftliche und soziologische Daten systematisch in Zusammenhang bringt. Dieser Versuch wurde erst zu Beginn der 60er Jahre unternommen, und zwar in mehreren Ländern gleichzeitig. Ihre reichhaltigste und vielfältigste Entwicklung erfuhren soziolinguistische Fragestellungen und Methoden in den USA und in Kanada.[†] Die nordamerikanische Soziolinguistik läßt sich – stark vereinfacht – in drei Strömungen aufgliedern, zu denen auch die Beschäftigung mit Bilinguismus und Diglossie zählt.[‡] Die Unterscheidung zwischen hohen und niederen Sprachniveaus soll daher zunächst unter dem Aspekt der Diglossie erfolgen.

3.1 High *versus* Low*: Der Diglossiebegriff nach Charles A. Ferguson*

Der Terminus ‚Diglossie' ist ein griechisches Kunstwort, dessen Komponenten *Di-* (zwei) und *glossa* (Zunge/Sprache) bereits auf seine Bedeutung schließen lassen: ‚Zweisprachigkeit'. Er entspricht dem lateinischen ‚Bilinguismus', allerdings mit einem Unterschied: Während ‚Bilinguismus' den wertneutralen Gebrauch zweier Sprachen bezeichnet, bezieht sich ‚Diglossie' auf die Verwendung zweier funktional unterschiedlicher Varietäten, deren eine als

[*] Steger 1987: 44/48/56f.

[†] Begünstigend wirkten dort folgende Voraussetzungen (Schlieben-Lange 1978: 25-33):
1) Die USA setzen sich aus größeren und kleineren Einwanderungsgruppen zusammen, welche ihre eigenen Sprachen teilweise über Generationen hinweg beibehielten. Vor allem Puertoricaner und Afroamerikaner, die zu einer benachteiligten Unterschicht gehör(t)en mit deutlichen Sprachunterschieden zur Mittel- und Oberschicht, gerieten ins Visier soziolinguistischer Forschung. – In Kanada herrscht der Gegensatz zwischen anglophonen und frankophonen Bevölkerungsteilen (staatsweiter Bilinguismus). In Quebec entstand das bis dahin größte Zentrum der Bilinguismusforschung.
2) Im Rahmen von Kennedys Programm „Kampf gegen die Armut" (1963) wurden soziolinguistische Untersuchungen (Urban Language Studies) gefördert, um mit neuen Erkenntnissen die Bildungschancen für Afroamerikaner und andere unterprivilegierte Gruppen zu verbessern. Hintergrund war u.a. der Erhalt der Wettbewerbsfähigkeit der USA als Industrienation sowie eine Milderung der sich verschärfenden Rassenunruhen. Von diesem Programm gingen entscheidende Impulse für die Entwicklung der nordamerikanischen Soziolinguistik aus.
3) Eine gute wissenschaftliche Ausgangsbasis lieferte der hohe empirische Standard der Soziologie, welcher über ein bereits weit gediegenes Spektrum an Feldtechniken, Experimenten und Skalierungsverfahren verfügte. Hinzukam kam die Existenz soziologischer Richtungen, welche hermeneutisch verfahren und gesellschaftliches Handeln in engem Zusammenhang mit den Interpretationen der sozialen Umwelt sehen. Diese Interpretationen sind weitgehend sprachlich vermittelt.

[‡] Schlieben-Lange 1978: 31/35.

niedrigstehend und deren andere als hochstehend eingestuft wird, und zwar durch die Sprecher selbst.[*] Der Ausdruck wurde erstmals 1885 auf zwei griechische Sprachniveaus angewandt, unter denen *katharevousa* (katharos = rein) die gelehrte Hoch- bzw. Kultursprache darstellte und *dhimotiki* die einfache Volkssprache. 1928 unternahm der Schriftsteller Jean Psichari einen ersten Definitionsversuch, in welchem er die systembezogene Eigenständigkeit beider Sprachen hervorhebt und diese jeweils mit den Kategorien ‚gesprochen' und ‚geschrieben' in Beziehung setzt:

> La diglossie porte sur le système grammatical tout entier. Il y a deux façons de décliner, deux façons de conjuguer, deux façons de prononcer; en un mot, il y a deux langues, la langue parlée et la langue écrite, comme qui dirait l'arabe vulgaire et l'arabe littéral. (zitiert nach Kremnitz 1987: 209)

Die soziolinguistische Geschichte des Begriffs beginnt mit seiner Wiederaufnahme durch den Linguisten Charles Ferguson, der das Phänomen in seinem Aufsatz *Diglossia* von 1959 behandelte. Darin bezieht sich Ferguson vornehmlich auf die sprachliche Situation in Arabien, Griechenland, Haiti und der deutschsprachigen Schweiz. Unter Diglossie versteht er den Sachverhalt, daß es innerhalb einer einzigen Sprache zwei Varietäten gibt, die sowohl formal als auch funktional differenziert sind. Sie weisen also sprachstrukturelle Unterschiede auf und sind in ihrer Verwendung so stark spezialisiert, daß keinerlei Überlappungen auftreten:

1) Die *high variation* verfügt über alle Eigenschaften einer Standardsprache. Sie findet Anwendung bei offiziellen Anlässen bzw. in Situationen mit formellem Charakter (Politik, Religion, Bildungssystem etc.) sowie in Rundfunk, Presse und Literatur, sofern diese den Anspruch des Seriösen oder Kunstvollen an sich richten. Ihr liegt eine schriftsprachliche Konzeption zugrunde, die auf einer religiösen oder „klassischen" Tradition beruht, welche ihrerseits verschriftet vorliegt und so den Sprachgebrauch sanktioniert. Nicht zuletzt dieses historisch begründete Prestige verschafft der *high variation* ihren Status als höherwertige Varietät. Da sie i.d.R. die einzige schriftlich gebrauchte Sprachform darstellt, verfügt sie zugleich über die größte kommunikative Reichweite. Sie weist eine komplexere Grammatik auf, welche gewöhnlich auch als einzige kodifiziert vorliegt, und wird auf institutionellem Wege erworben, d.h. im Schulunterricht.

2) Die *low variation* kommt dagegen in allen nicht-offiziellen, alltäglichen Situationen zum Einsatz, wie z.B. unter Freunden, in der Familie oder auf der Straße – auch in der Volksliteratur. Ihr liegt eine gesprochensprachliche Konzeption zugrunde. Sie wird ohnehin nur mündlich verwendet und hat überhaupt keine schriftliche Form entwickelt, woraus z.T. ihr geringes Prestige resultiert. Die Sprecher erlernen sie auf natürliche Weise.[†]

[*] Veith 2002: 196.
[†] Kremnitz 1987: 210.

Als paradigmatisches Beispiel für Diglossie gilt der Gegensatz zwischen dem klassischen Schriftarabisch und den regionalen arabischen Sprechvarianten. Als Sprache des Korans und der Hochkultur dient ersteres dem offiziellen Diskurs und ermöglicht zudem eine überregionale und internationale Verständigung, während letztere der oralen Alltagskommunikation vorbehalten sind. Diese Zweiteilung durchdringt die gesamte Kommunikation in arabischen Staaten. Ferguson zufolge kommt der situativ angemessenen Verwendung beider Varietäten ein hoher Stellenwert zu. So gebe sich der Lächerlichkeit preis, wer in formellen Situationen ‚Low' und in informellen Situationen ‚High' gebraucht.[*]

In folgendem Zitat faßt Ferguson seinen Diglossiebegriff zusammen:

> Diglossia is a relatively stable language situation in which, in addition to the primary dialects of the language (which may include a standard or regional standards), there is a very divergent, highly codified (often grammatically more complex) superposed variety, the vehicle of a large and respected body of written litterature, either of an earlier period or in another speech community, which is learned largely by formal education and is used for most written and formal purposes but is not used by any sector of the community for ordinary conversation.
> (Ferguson (1959): "Diglossia", in: *Word* 15, 325-340. Zit. n. Kremnitz 1987: 210)

Es bleibt offen, inwiefern diatopische Implikationen in diesen Diglossiebegriff eingehen. Einerseits grenzt Ferguson hier die High-Variation gegenüber den Primärdialekten ab, andererseits können diese eine Standardvarietät beinhalten, so daß die Opposition von High und Low nicht mit der von Standard und Dialekt gleichzusetzen ist. Während die High-Variation erst in der Schule erlernt und ausschließlich zu formellen Anlässen gebraucht wird, ist der Standard in nicht-diglossischen Gesellschaften eine auch in Alltagssituationen gesprochene Form, die zudem viele Sprecher seit ihrer Kindheit verwenden. Hinzukommt, daß Standard und Dialekt eine sprachstrukturell eher enge Verwandtschaft aufweisen, während High- und Low-Variation hinsichtlich ihrer Grammatiken deutlich voneinander abweichen können. Läßt sich übrigens die Dichotomie von Standard und Dialekt in nahezu allen Sprachgemeinschaften wiederfinden, ist das Phänomen der Diglossie auf wenige Gesellschaften begrenzt.[†]

Fraglich ist außerdem die diastratische Relevanz der High-Low-Unterscheidung, denn schließlich ordnet Ferguson beide Varietäten nicht bestimmten Bevölkerungsschichten zu, sondern bestimmten Lebensbereichen bzw. Situationen. Kaum beachtet er den sozialen Status der Sprecher, sondern geht vielmehr von einer Verflechtung beider Sprachformen beim einzelnen Sprachbenutzer aus.[‡] – Da die High-Variation jedoch u.a. als Sprache von Bildung und Politik fungiert, könnten u.U. jene von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen

[*] Mesthrie 2000: 40f.
[†] Ebd.: 41.
[‡] Kremnitz 1987: 211.

bleiben, die sie entweder gar nicht oder nur ungenügend beherrschen.[*] Die diastratische Bedeutung der Diglossie hängt also davon ab, ob alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft über die High-Variation verfügen oder nur eine privilegierte Minderheit. Ferguson sah in der Diglossie kein Konfliktpotential, solange sich die politischen und sozialen Verhältnisse innerhalb der Sprachgemeinschaft nicht verändern. Deren Mitglieder empfänden die Situation als unproblematisch, bis a) der Grad der Alphabetisierung zunimmt, b) die innergesellschaftliche Kommunikation anwächst oder c) der Wunsch nach einer vollwertigen nationalen Sprechsprache als Zeichen der eigenen Souveränität aufkommt.[†] Insbesondere Punkt a) erscheint aufschlußreich. Aus ihm geht hervor, daß in einer stabilen Diglossie-Situation offensichtlich nicht jeder alphabetisiert ist und damit über die High-Variation verfügt, was wiederum auf die diastratische Relevanz der Diglossie hinweist, zumindest in ihrer derzeitigen Praxis.

Die im Umkreis von Ferguson in den USA durchgeführten Untersuchungen zu sprachlichen Varietäten waren rein deskriptiv und wertneutral. Man beschrieb die Andersartigkeit sprachlicher Varietäten in Abhängigkeit von sozialen Faktoren.[‡] In den USA drehte sich die Diskussion dabei speziell um das Englisch der Afroamerikaner, das Negro Non-Standard English (NNE), im Vergleich zum Standard-Englisch (SE). Die Mehrzahl der Forscher ging von zwei verschiedenen, aber prinzipiell gleichrangigen Sprachformen aus, die über je unterschiedliche Regeln und Ausdrucksmöglichkeiten verfügen, da sie unterschiedlichen Lebensrealitäten genügen mußten. Das afroamerikanische Englisch stellt demgemäß keine Mangelerscheinung dar, sondern lediglich etwas Andersartiges. Dieser Ansatz wird daher auch als Differenzkonzeption bezeichnet.[§]

3.2 Elaborated code versus restricted code: Die Defizitkonzeption nach Basil Bernstein

Entscheidend für die Entwicklung der englischen Soziolinguistik waren die Theorien von Basil Bernstein. Er arbeitete an der London School of Linguistics, eng zusammen mit der Psycholinguistin Frieda Goldman-Eisler, der er wichtige Anregungen verdankte. Seine Thesen entwarf und modifizierte Bernstein in zahlreichen Aufsätzen zwischen 1958 und 1971.

In seinem Ansatz läßt er strukturalistische und transformationelle Theorien ebenso unberücksichtigt wie sonstige linguistische und soziolinguistische Erkenntnisse. Seine

[*] Mesthrie 2000: 40.
[†] Kremnitz 1987: 210.
[‡] Veith 2002: 120.
[§] Schlieben-Lange 1978: 32/73.

Analysekategorien bezieht er nicht aus der allgemeinen Sprachwissenschaft, sondern aus der Psycholinguistik sowie aus der Sozialisations- und Intelligenzforschung, als deren Bestandteil er auch seine eigenen Untersuchungen ansah.[*]

In seinen frühen Schriften nahm Bernstein u.a. Bezug auf Schatzman und Strauss, die sich als eine der ersten systematisch mit schichtbedingten Sprachunterschieden beschäftigten. So hatten sie Angehörige der Unterschicht und Angehörige der oberen Mittelschicht in Arkansas interviewt, welche allesamt einen Tornado miterlebt hatten. Es stellte sich heraus, daß erstere im Vergleich zu letzteren sehr viel weniger Informationen über das schreckliche Ereignis zu vermitteln wußten und kaum in der Lage waren, das Erlebte für einen Außenstehenden zu kontextualisieren und kohärent darzustellen. Ihre Schilderungen blieben sehr persönlich und konkret.[†]

Ausgehend von den sozialen Strukturen der englischen Gesellschaft der 60er Jahre, unterscheidet Bernstein ebenfalls zwei Formen des Sprachgebrauchs, welche er zunächst als *formal language* und *public language* bezeichnet, später jedoch umbenennt in *elaborated code* und *restricted code*. Dabei schreibt er den elaborated code der Mittelschicht, den restricted code der Unterschicht bzw. Arbeiterklasse zu. Zur Charakterisierung beider Codes erstellte Bernstein Listen mit sprachlichen Merkmalen, die im folgenden exemplarifiziert werden[‡]:

Elaborated code	Restricted code
- Die Äußerungen sind mit sauberer grammatischer Anordnung und Syntax konstruiert. - Logische Modifikationen werden durch grammatisch komplexe Satzkonstruktionen, vor allem durch Verwendung von Konjunktionen und Nebensätzen, vermittelt. - Differenzierte Auswahl von Adjektiven und Adverbien - Verfügung über eine komplexe begriffliche Hierarchie - Der expressive Symbolismus [nonverbale u. prosodische Signale] differenziert eher Bedeutungen, als daß er wichtige Wörter hervorhebt oder die Äußerungen in diffuser Weise begleitet.	- Kurze, grammatisch einfache, oft unvollständige Sätze von notdürftiger Form - Seltener Gebrauch von Nebensätzen, um ein Thema der Äußerung genauer zu differenzieren. Einfacher Gebrauch von sich immer wiederholenden Konjunktionen (so, dann, und). - Starre und begrenzte Auswahl von Adjektiven und Adverbien - Die individuelle Auswahl aus einer Reihe traditioneller Wendungen und Aphorismen spielt eine große Rolle. - Häufig werden Feststellungen als implizite Fragen formuliert, die dann eine „Antwort“ auslösen, so daß es zu Kreisgesprächen kommt, in denen die Sprecher sich ihrer gegenseitigen Sympathie versichern (sympathetische Zirkularität).

nach Schlieben-Lange 1978: 44/45

Von 1961 an versuchte Bernstein, die beiden Codes durch ein übergeordnetes Kriterium voneinander zu abzugrenzen und fand das der Vorhersagbarkeit. Da die sprachliche Strukturierung von Äußerungen beim elaborated code ständig neu erfolge und hoch individualisiert sei, bestehe eine nur geringe Vorhersagbarkeit der Sprache. Dafür entstünden zuweilen lange Pause. Der restricted code operiere währenddessen mit stark vorstrukturierten

[*] Ebd.: 43f.
[†] Edwards 1987: 374.
[‡] Schlieben-Lange 1978: 44f.

Äußerungen, die schnell und pausenlos produziert würden, was zu einer höheren Vorhersagbarkeit führe.[*]

Beide Codes sind einerseits das Ergebnis bestehender sozialer Differenzierungen, sie sorgen andererseits auch für deren Fortbestand. Die Form der Sozialbeziehungen und Rollensysteme innerhalb einer Gesellschaftsschicht wird durch den jeweiligen Code sowohl vermittelt als auch perpetuiert. So reproduziert der restringierte Code die stark statusorientierte Sozialstruktur der Arbeiterklasse, indem er soziale Kohäsion erzeugt. Mit ihm markiert der Sprecher seine Zugehörigkeit und Solidarität zur Gruppe sowie die Akzeptanz ihrer Normen. Allerdings bestünde die Tendenz, Gruppen mit anderen Sprachformen abzulehnen. Der Code hilft beim Erwerb einer sozial ausgerichteten Identität, in der Individualität eine untergeordnete Rolle spielt. Das Problem der Identitätsfindung werde dadurch gar nicht erst relevant. Dagegen sei der elaborierte Code stark personenorientiert und erlaube den Ausdruck höchst individueller Gedanken und Empfindungen. Erst mit ihm entstünde die Möglichkeit zur Individuierung und somit das Problem der Identitätsfindung.[†]

1964 schreibt Bernstein:

> Verschiedene soziale Strukturen erzeugen verschiedene Systeme von Sprechweisen oder linguistischen Codes. Letztere haben für das Individuum spezifische Prinzipien der Auswahl zur Folge; diese Prinzipien regulieren die Selektionen, die das Individuum aus der Totalität von Auswahlmöglichkeiten (repräsentiert durch die gegebene Sprache) vornimmt.
> (zit. n. Schlieben-Lange 1978: 46)

Beide Codes beziehen sich also auf dieselbe Sprache, deren Mittel und Möglichkeiten sie jedoch in unterschiedlichem Umfang ausschöpfen. So aktualisiert der restringierte Code lediglich einen Teil der Gesamtsprache, über welche der elaborierte Code uneingeschränkt verfügt. Bedienen sich die Mitglieder der Mittel- und Oberschicht prinzipiell beider Sprachformen, greifen die Vertreter der Unterschicht ausschließlich auf den restringierten Code zurück, was einem relativen Defizit gleichkommt.[‡] – Unklar ist, ob jene Teilaktualisierung nun die Performanz oder die Kompetenz der Sprecher betrifft. Im einen Fall hätten diese virtuell das gesamte Sprachsystem zur Verfügung und könnten ebenso gut anders selektieren, was im anderen Fall nicht möglich wäre. Allerdings lassen sich die Termini der transformationellen Grammatik, welche die Normebene der historischen Sprache bewußt außer acht läßt, nur schwer zu Bernsteins Codebegriff in Beziehung setzen. Generell ist anzunehmen, daß die Kompetenz des einzelnen Sprechers multilektal ist, daß dieser Zugang zu verschiedenen Varietäten innerhalb der drei Subsysteme hat und daß in

[*] Ebd.: 45f.
[†] Ebd.: 47f.
[‡] Müller (1975: 144/145) formuliert als allgemeingültige Regel, daß Vertreter höherer Schichten über einen diversifizierteren bzw. größeren sowie qualitativ gehobeneren Wortschatz verfügen als Mitglieder unterer Schichten. Hinzukämen graduelle Unterschiede in der Ausnutzung der morphosyntaktischen Möglichkeiten des Sprachsystems.

Abhängigkeit von lokalen, sozialen und situativen Variablen ein *code-switching* erfolgt. Indessen können sich die Fähigkeiten, eine bestimmte Varietät einerseits passiv zu identifizieren und sie andererseits aktiv zu verwenden, asymmetrisch zueinander verhalten. Vermutlich gehören einige Elemente des elaborierten Codes zur passiven, nicht aber zur aktiven Kompetenz von Unterschichtssprechern.[*]

Zwar erwähnt Bernstein auch einige Stärken des restringierten Codes, weist ihm aber in der Mehrzahl seiner Stellungnahmen eine unterlegene Position zu. Bereits mit der Umbenennung von *formal / public language* in *elaborated / restricted code* bezeugte er seine Nähe zur Defizithypothese, welche vor allem im Bereich der Schulbildung auf langanhaltende Resonanz stieß. Denn ein Kind kann in seinem Denken nur auf jene sprachlichen Kategorien zurückgreifen, die es im Rahmen seines Sozialisationsprozesses erworben hat bzw. die ihm der jeweilige Code zur Verfügung stellt. Schüler unterer Sozialschichten brächten demnach schlechtere Voraussetzungen mit in den Unterricht als ihre Altersgenossen aus besser gestellten Elternhäusern. Bernstein selbst nahm in den 70er Jahren allerdings Abstand zur Defizitthese und siedelte außerdem die sozial bedingten Sprachunterschiede auf der Performanzebene an. Unter gewissen Bedingungen seien auch die Kinder der Arbeiterklasse in der Lage, sich des elaborierten Codes zu bedienen. Edwards (1987) hält eine korrekte Interpretation der beiden Codes nur im Sinne der Differenzthese für möglich, d.h. als soziolinguistische Varietäten, welche in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten unterschiedliche Funktionen ausfüllen, ohne daß eine der Sprachformen insgesamt unterlegen wäre.[†]

Es muß hinzugefügt werden, daß Bernsteins Arbeiten und Theorien eher Thesencharakter besitzen. So sind die von ihm aufgelisteten Merkmale nur teilweise empirisch erhärtet; zudem weisen seine Stichproben eine zu geringe Größe auf, um repräsentativ zu sein.[‡]

Was den Gegensatz zwischen Differenz- und Defizitkonzeption anbelangt, so lassen sich diese beiden Ansätze einander nicht ohne weiteres gegenüberstellen, da sie im Ursprung auf unterschiedliche historisch-gesellschaftliche Kontexte Bezug nehmen. So enthält das afroamerikanische Englisch, bedingt durch seine Entstehungsgeschichte und seine eigenen Einflüsse, tatsächlich andere Strukturen als das Standardenglisch. Umgekehrt erweisen sich die Unterschichtssprachen in England und Deutschland in der Tat als defizitär gegenüber der Hochsprache, da sie manche Möglichkeiten des gemeinsamen Sprachsystems nicht realisieren.[§]

---

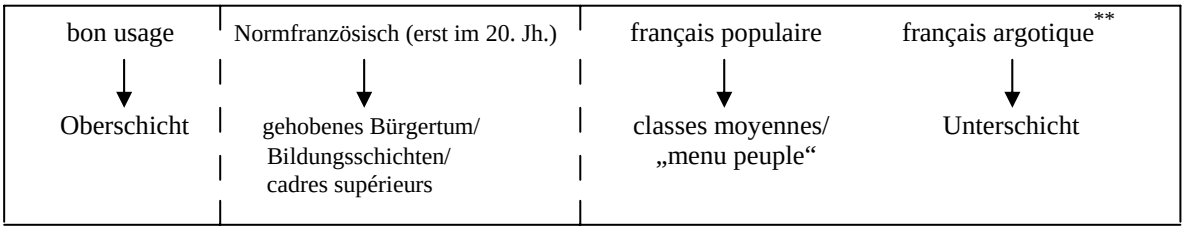
[*] Ebd.: 46/74/77f.
[†] Edwards 1987: 374-377.
[‡] Schlieben-Lange 1978: 74.
[§] Ebd.: 74.

4 Zum Übergang zwischen diastratischer und diaphasischer Variation

Bernsteins dichotomes Modell, welches lediglich zwischen zwei Sozialschichten und ihren entsprechenden Codes unterscheidet, wird der in modernen Gesellschaften herrschenden Komplexität der Sozialbeziehungen und Sprachformen kaum mehr gerecht. Eine soziologische Klassifizierung, welcher Parameter wie Einkommen, Bildung oder Berufsstatus zugrunde liegen, müßte heute zu einer weitaus feingliedrigeren Einteilung gelangen, in der die Kategorien der Unter-, Mittel- und Oberschicht durch zahlreiche Zwischenstufen ergänzt werden.[*] Zweifellos waren die europäischen Industriegesellschaften durch einen hohen Grad der Arbeitsteilung gekennzeichnet. Planende und manuell-ausführende Tätigkeiten standen einander gegenüber und erzeugten klar trennbare Sozialschichten und Kommunikationsformen.[†] In den postindustriellen Gesellschaften des 20./21. Jh.s, zu denen auch Frankreich gehört, verwischt jedoch die ehemals klare Schichtung, was wiederum eine Abflachung der alten Klassensprachen zur Folge hat. Stattdessen läßt sich eine starke Pluralisierung der sozialen Milieus beobachten. Jeder Sprecher erwirbt eine multiple soziale Identität, indem er mehrere Rollen in verschiedenen Klein- und Großgruppen übernimmt, die jeweils eigene gruppenspezifische Varietäten hervorbringen, mit denen sie nach innen hin Kohäsion stiften und sich nach außen hin abgrenzen. Angesichts einer zunehmenden Diversifizierung schichtneutraler Subsprachen, welche den Jargon der Fußballer, Motorradfahrer, Comicfans, Jazzmusiker oder Hundebesitzer ebenso umfassen wie die spezifischen Ausdrucksweisen der Geschlechter oder einzelner Generationen, wäre es präziser, den schichtassoziierten Terminus ‚Soziolekt' durch die Bezeichnung ‚Gruppensprachen' (langues de groupes) zu ersetzen. Mit einer solchen begrifflichen Erweiterung ließe sich sowohl das Französisch der Klassen und Schichten (nach traditionellem diastratischen Verständnis) erfassen als auch das Spezialfranzösisch der Berufsgruppen und jenes der davon unabhängigen Gruppen (Geschlechter-, Alters-, Freizeit-, Hobbygruppen etc.). Eine erschöpfende Darstellung aller gruppenspezifischen Sprachen ist kaum möglich, zumal die Grenzen zwischen den Registern oft nur unscharf verlaufen und weil jeder Sprecher seine Bezugsgruppen und Varietäten immer wieder wechselt (code-switching). Zwar signalisieren sprachliche Merkmale prinzipiell die reale (oder vorgegebene) Position eines Sprechers innerhalb des sozialen Gesamtgefüges, doch die extremen Unterschiede nehmen ab, so daß eine sichere Zuordnung zu einzelnen Gruppen schwerfällt. Die meisten und aussagekräftigsten

[*] Veith 2002: 122.
[†] Schlieben-Lange 1978: 73.

Anhaltspunkte zur sozialen Situierung einer Person liefert der Wortschatz; Phonetik, Morphologie und Syntax haben sich meist schon zu sehr einem unbestimmten Mittelwert angenähert, dem des Français commun, welches sich auf immer weitere Lebensbereiche ausdehnt.[*] – Folgendes Schema soll die historische Zuordnung[†] von Bevölkerungsschichten und sprachlichen Varietäten wiedergeben, wie sie etwa im 17. Jh. gültig war:



nach Müller 1975: 146

Doch aus der ehemals sozial motivierten Sprachschichtung, bei welcher die Hierarchie der Register mit der Rangordnung der Ständegesellschaft korrelierte, hat sich allmählich eine diaphasische Sprachschichtung entwickelt. Dieser Wandel vollzog sich verstärkt seit dem 19. Jh. In einem Frankreich, das nach der Revolution von einer breiten bürgerlichen Mitte bestimmt war, hat der Abbau von Klassenschranken eine höhere soziale Durchlässigkeit geschaffen, die auch im Bereich der Sprache Spuren hinterließ.[‡] Mit einer zunehmenden Demokratisierung von Bildungswesen und Arbeitsmarkt, z.B. durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht oder den freien Zugang zu allen Berufen, entstand ein Sprachkontakt zwischen Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, der bewirkte, daß früher schichtgebundene Strukturen nunmehr klassenübergreifend verwendet werden. Besonders im 20. Jh. erhöhte sich dadurch die Instabilität diastratischer Zuordnungen. Dies gilt vor allem für Wörter der unteren Niveaus, während sich unmarkierte Elemente mit relativer historischer Konstanz im Normbereich gehalten haben.[§] Das français populaire und selbst Elemente des français argotique sind in den Sprachgebrauch der Oberschicht eingegangen und übernehmen dort nunmehr eine stilistische Funktion – sei es zum Ausdruck von Ungezwungenheit, Snobismus oder Solidarität, zur Steigerung der Expressivität oder zum Hervorrufen von medialen Massenwirkungen. Dieses Phänomen kommt, obwohl es im wesentlichen die Lexik

[*] Müller 1975: 135ff.

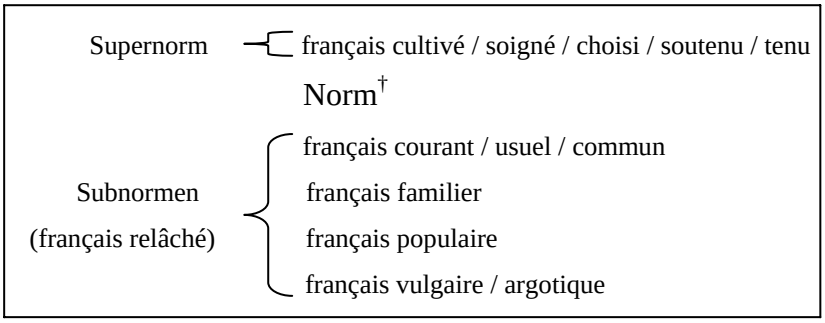
[†] Nach Müller (1975: 146) unterstützt eine so eineindeutige Zuordnung die Differenzthese (s. Kap. 2.2). Die klar abgegrenzten Sozialsphären stellen jeweils eigene und abweichende Anforderungen an ihre sprachlichen Ausdrucksmittel, welche sich deswegen voneinander unterscheiden müssen. Insbesondere für das Französische bestätige die Diachronie, daß der Bon usage, das français populaire und das français argotique auf unterschiedlichen sozialen Niveaus ihren Platz voll ausfüllten und daß die Normsprache (français commun) nur eine vergleichsweise junge Subsprache darstellt mit der Eigenheit, die Funktions- und Schichtgebundenheit einzelner Niveaus zu übersteigen.

[**] Hier bezeichnet der Begriff die Varietäten der „gens de mauvaise vie“, der untersten sozialen Gruppen am Rande der Gesellschaft: Gauner, Diebe, Zuhälter, Bettler, Prostituierte etc.

[‡] Ebd.: 187.

[§] Désirat 1976: 42f.

betrifft und vor agrammatischen Strukturen haltmacht, einer immensen Aufwertung der unteren Register gleich und führte während der letzten Jahrzehnte zu einem Absenken der Norm. Typischerweise gleiten Wörter und Idiomatismen hinsichtlich ihrer Markierung vom Argot ins français populaire oder vom français populaire ins français familier. Andererseits sorgten eine verbesserte Schulbildung und der Einfluß moderner Medien für eine Verbreitung des bon usage über die traditionelle Trägerschicht hinaus. – Infolge der beschriebenen sozialen und sprachlichen Vermischungs- bzw. Angleichungsprozesse fungieren Register seit der zweiten Hälfte des 20. Jh.s nicht mehr in erster Linie als soziale Kennmarken, sondern hauptsächlich als diaphasische Varietäten, allenfalls mit Affinitäten zu bestimmten sozialen Gruppen. Es bildete sich ein weitgehend schichtindifferentes Qualitätssystem heraus[*]:



nach Müller 1975: 184

Die sprachstrukturelle Varianz zwischen den Registern betrifft sowohl Lexik und Grammatik als auch Idiomatik und Aussprache (hier insbesondere die Liaison). Wie folgende Beispiele verdeutlichen, kann eine Aussage je nach Wahl des Registers unterschiedlich formuliert werden[‡]:

français cultivé	automobile / voiture	encore qu'il ne soit pas là
français courant	auto / voiture	quoiqu'i(l) (n') soit pas là
français familier	bagnole	quoiqu'i(l) soit pas là
français populaire	bagnole	quoiqu'i' est pas là
français vulgaire	chiotte	quoiqu'i' est pas là

Die diaphasische Wertskala besitzt keinen absoluten Charakter. Das „gute" Französisch entspricht nicht mehr automatisch der Norm oder Supernorm, sondern jenem Register, das in einer bestimmten Situation adäquat ist.

Nichtsdestotrotz weisen die Register bis heute eine gewisse Verbindung zum Sozialgefüge auf und bewahren damit zumindest teilweise ihre diastratische Relevanz. So fehlt den habituellen Sprechern des français argotique oder populaire in der Regel die Ausdrucksgewandtheit auf

[*] Müller 1975: 187.

[†] Die Norm dient als Bezugspunkt für sprachliche Qualifizierungen. An ihr bemißt sich, was „exzellentes" und was „schlecht(er)es" Französisch ist. Sie partizipiert sowohl am français cultivé als auch am français courant, ohne diese jedoch abzudecken. Allerdings stellt sie selbst keine wertneutrale Mitte, kein Nullregister dar. Da die Norm Identifikationspotential besitzen muß, liegt sie im oberen Bereich der Wertskala, so daß die Zahl der „schlechteren" Sprachniveaus höher als die der „besseren" ist. (Müller 1975: 183)

[‡] Ebd.: 184f.

höheren Ebenen. Umgekehrt empfinden manche typische Repräsentanten des français cultivé den Argot infolge ihrer Herkunft und Bildung als „Fremdsprache“.[*]

Die Überlagerung von diastratischer und diaphasischer Variation führt zu begrifflichen Unklarheiten bzw. zu einem uneinheitlichen Gebrauch der verschiedenen Termini. Bourquin (1965: 9) fordert zunächst eine genaue Unterscheidung von *niveau* und *registre*. Während ihm die *niveaux de langue* der sozialen Klassifizierung des Sprechers dienen („Le niveau de langage est un révélateur socio-culturel.“), hängt die Auswahl eines *registre* von den Komponenten der jeweiligen Kommunikationssituation ab. Daß Bourquins Zuordnung keinem allgemeinen Konsens entspricht, zeigt u.a. das PONS Großwörterbuch französisch-deutsch / deutsch-französisch (1996), welches *niveau de langue* mit *Stilebene* übersetzt. Ähnliche Abweichungen ergeben sich auch bei der Benennung der einzelner Varietäten. Während Müller (1975) in obenstehendem Schema die Bezeichnungen *familier* und *populaire* gleichermaßen auf einer diaphasischen Skala anführt, weist der Petit Robert in seiner Auflage von 1993 der Markierung *populaire* einen diastratischen Wert zu und grenzt sie damit von der Markierung *familier* ab:

> Populaire: qualifie un mot ou un sens courant dans la langue parlée[†] des milieux populaires (souvent argot ancien répandu), qui ne s’emploirait pas dans un milieu social élevé. (À distinguer de FAM. [familier], qui concerne une situation de communication) (XXVIII)

Ebenso verfährt Stourdzé (1968: 19-21), wenn sie die Markierungen *populaire, bon usage* und *littéraire* auf der diastratischen Ebene ansiedelt, die Bezeichnungen *familier, courante* und *soignée/soutenue* hingegen auf der diaphasischen. Um der doppeldeutigen Verwendung des Terminus *populaire* entgegenzuwirken, empfiehlt Hausmann (1977: 92), diesen nur noch zur soziolektalen Markierung heranzuziehen und ihn auf der Registerskala zu vermeiden.

Die diastratische Dimension kann der diaphasischen insofern übergeordnet werden, als es nur innerhalb eines soziokulturellen Niveaus überhaupt möglich ist, ein Registerspektrum zu definieren.[‡] So können dieselben Stilbezeichnungen auf den einzelnen Niveaus an durchaus unterschiedliche Elemente geknüpft sein. In derselben Situation mögen etwa Volkssprache und Bildungssprache ganz andere Ausdrücke bevorzugen. Die situative Angemessenheit von Sprachstrukturen ist also niveauabhängig.[§] Auch die Anzahl der verfügbaren Register ist nicht für jedes Niveau gleich. Approximativ läßt sich sagen, daß das Spektrum der Register um so

[*] Ebd.: 187f.

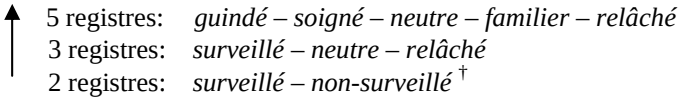
[†] Interessant erscheint übrigens die hier bekundete Affinität des *français populaire* zur *langue parlée*, um die es auch in Kapitel 4 gehen wird.

[‡] Bourquin 1965: 9.

[§] Kiesler 1995: 381.

größer und nuancierter ausfällt, je weiter oben das betreffende Niveau auf der soziokulturellen Skala angesiedelt ist.[*]

Beispiel:



Wenn im folgenden Kapitel Modelle vorgestellt werden, die den Gegensatz von gesprochener und geschriebener Sprache in Beziehung setzen zu jenem aus höheren und niederen Sprachniveaus, so muß klar sein, daß eine saubere Trennung zwischen diastratischer und diaphasischer Ebene sowie zwischen den Begrifflichkeiten beider Dimensionen nicht immer möglich ist.

5 Code écrit und code parlé im Verhältnis zu höheren und niederen Sprachniveaus

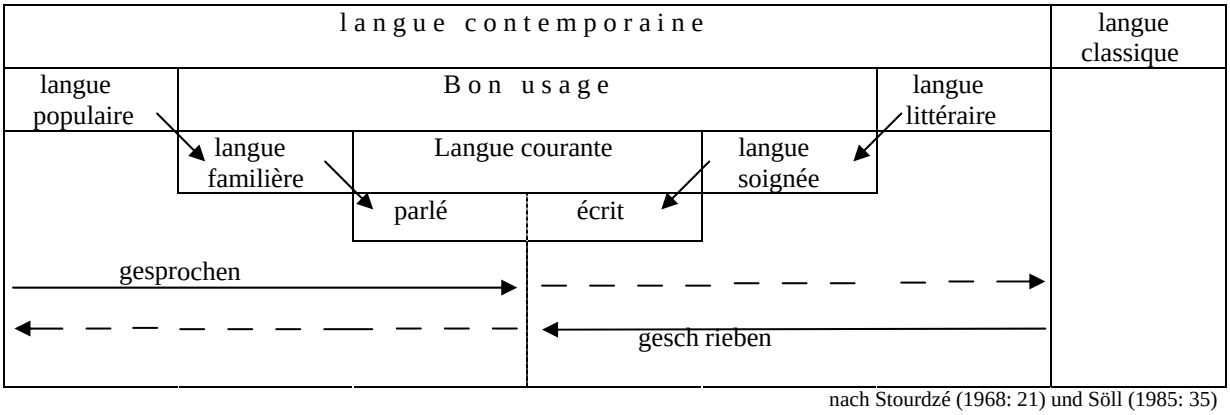
Anlass zur Kritik ist für Söll (1985: 193) die Praxis vieler Wörterbücher, Codebezeichnungen mit Niveau-/Registerbezeichnungen zu vermischen bzw. beide Begriffsebenen nicht klar voneinander abzugrenzen. Oft wird das *français parlé* mit dem *français familier / populaire / argotique* gleichgesetzt und das *français écrit* mit dem *français littéraire / soigné*, obwohl bereits die Erkenntnisse des Cercle Linguistique de Prague Anfang des 20. Jh.s klarmachten, daß diese Identifizierung eine unstatthafte Verquickung differenter analytischer Ansätze darstellt.[‡] Andererseits sind code écrit und code parlé ebenso Abstraktionen wie Soziolekte, Dialekte und Sprachstile, d.h., sie kommen in der Praxis nicht in Reinform vor, sondern überlagern sich tatsächlich mit den anderen Differenzierungssystemen. Dabei ergeben sich bestimmte Affinitäten, welche von den verschiedensten Autoren immer wieder festgestellt wurden.[§] Es dominiert die Auffassung, daß Sprache um so stärker dem code écrit zuneigt, je gehobener das betreffende Sprachniveau ausfällt, und umgekehrt die Nähe zum code parlé mit einem Absinken des Niveaus zunimmt. So schreibt Söll (1985: 191):

> Wenn „familiär“ eine diastratische Schicht unterhalb der diastratisch nicht markierten Norm bezeichnet, dann gilt sicher, daß familiäre Sprache eine Teilmenge der gesprochenen Sprache ist. Aber auch andere Register („populär“, „vulgär“) wären solche Teilmengen, bei « cultivé » müßte wenigstens und könnte nur einTeil unter « parlé » subsumiert werden. Analog wäre für den code écrit zu verfahren. […] Der code parlé hat zweifellos eine größere Affinität zu den „unteren“, der code écrit zu den „oberen“ Registern.

[*] Diese Tatsache kann im übrigen als Argument für die Defizitthese gelten, da Sprecher aus Mittel- und Oberschicht demzufolge viel sensibler auf unterschiedliche Situationen eingehen können als Vertreter unterer Schichten.
[†] Bourquin 1965: 9.
[‡] Müller 1990: 195f.
[§] Söll 1985: 34.

Die Register „familiär“, „populär“ und „vulgär“ in ihrer jeweiligen Gesamtheit als Teilmenge der gesprochenen Sprache zu betrachten und damit für die geschriebene Sprache auszuschließen, ist freilich nur auf konzeptioneller Ebene möglich und kann so radikal nicht für die mediale Realisierung (code phonique /graphique) gelten.

Im Modell von Colette Stourdzé (1968: 21), welches im folgenden graphisch geringfügig modifiziert erscheint, werden (von oben nach unten) die Ebenen der Diachronie, der Diastratik und der Diaphasik sowie die beiden Codes hierarchisch zueinander in Beziehung gesetzt:



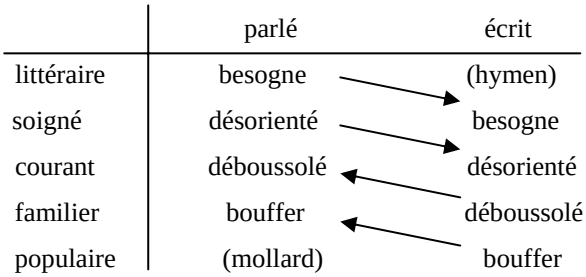
nach Stourdzé (1968: 21) und Söll (1985: 35)

Bedingt durch die hierarchische Anlage des Schemas, scheinen code parlé und code écrit in keinem direkten Verhältnis zu den Sprachniveaus zu stehen. Daher kommt den (hier) diagonal abwärts gerichteten Pfeilen eine besondere Bedeutung zu. So zeigt der code parlée eine gewisse Nähe zur langue familière als diaphasischer Kategorie. Da diese wiederum durch die langue populaire beeinflußt ist, besteht auch ein indirekter Einfluß der langue populaire auf den code parlé. Analog läßt sich die Beziehung der langue littéraire als künstlerischer, sozial hochstehender Varietät zum code écrit beschreiben. Als vermittelnde Kategorie tritt hier die langue soignée auf. – Ungeachtet der durch die diagonalen Pfeile angedeuteten Bezüge stellt sich allerdings die Frage, warum Registerunterschiede ausschließlich innerhalb des bon usage möglich sein sollten und die Unterscheidung zwischen écrit und parlé ausschließlich innerhalb der langue courante.[*] Da die beiden Codes prinzipiell alle diastratischen und diaphasischen Kategorien umfassen, hat Söll (1985: 35) dem Schema im unteren Bereich zwei generalisierende Pfeile mit der Aufschrift „gesprochen“ und „geschrieben“ hinzugefügt, deren Spitzen anzeigen, in welche Richtung der jeweilige Code-Bezug abnimmt, und deren Linienart veranschaulicht, in welchen diastratischen bzw. diaphasischen Bereichen ein bestimmter Code der Norm entspricht und wo er eine Normabweichung darstellt. Als Normabweichungen in diesem Sinn führt Wildenhahn (1981: 134) die *langue parlée soutenue* an, die z.B. im offiziellen, öffentlichen oder wissenschaftlichen Diskurs zum Einsatz kommt, konzeptuell

[*] Hausmann 1977: 89.

jedoch dem code écrit zuneigt, sowie die *langue écrite courante*, die etwa in vertraulichen Briefen verwendet wird und konzeptuell dem code parlé nahesteht.

Auch auf Sölls Vorschlag, Codes mit Registern bzw. Niveaus in Beziehung zu setzen, sei in diesem Zusammenhang eingegangen. Markierungen, die bislang unterschiedlichen Ebenen zugerechnet wurden – entweder der diastratischen oder der diaphasischen – , erscheinen in seinem Schema auf derselben Skala:



nach Söll 1985: 192

Anders als Stourdzé geht Söll von konkreten Einheiten aus und betrachtet, wie sich deren Markierungen einmal im Gesprochenen und einmal im Geschriebenen verhalten. Dabei stößt er auf die Gesetzmäßigkeit, daß sich die Markierungen mit wechselnder Konzeption so gegeneinander verschieben, daß dasselbe Element im code écrit niedriger markiert erscheint als im code parlé und umgekehrt. Was im Geschriebenen *familier* ist, kann im Gesprochenen der Norm entsprechen, und das für die Schriftsprache *Normale* mag im Gesprochenen bereits *soigné* sein. Wörter, die im code écrit als *soigné* oder gar *littéraire* gelten, lassen sich im code parlé u.U. nicht mehr ernsthaft vermitteln und wirken lächerlich.[*] Der code parlé verschiebt die Norm relativ zum code écrit nach oben, während der code écrit sie im Vergleich nach unten verlagert. In der lexikographischen Praxis ließe sich diese Verschiebung berücksichtigen, indem man auf der diastratischen Skala zwei Normen ansetzt, etwa *familier* als ‚gesprochen neutral' und *soigné* als ‚geschrieben neutral'.[†] Ebenso könnte man von der Codebezeichnung ausgehen und diese diastratisch differenzieren, z.B. ‚nur geschrieben neutral – gesprochen gepflegt' oder ‚nur gesprochen neutral – geschrieben familiär'. Freilich ist dies nur schwer umsetzbar und empirisch überprüfbar. Denn für jeden Lexikoneintrag müßte die diastratische Position zweimal ermittelt werden, innerhalb des code écrit und des code parlé. Dazu bedürfte es geeigneter Corpora und Tests, denn die subjektive Einstufung durch einzelne Lexikographen vermag die allgemeinen Sprachgepflogenheiten nicht wiederzuspiegeln.[‡] Ferner gilt es zu berücksichtigen, daß viele Franzosen bei der bewußten

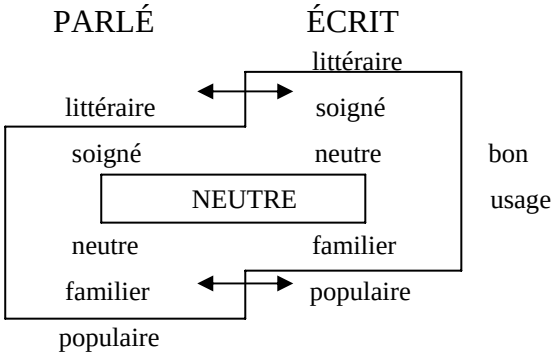
[*] Ebd.: 90.

[†] Für eine Fremdsprachendidaktik, deren Ziel in der Vermittlung eines normgerechten Französisch liegt, hätte dies folgende Differenzierung zur Folge: Blieben das *français familier* und *populaire* zwar beim Erwerb der Schreibkompetenz ausgespart, gehörten sie durchaus zur Lehre des Gesprochenen. Gleiches gilt umgekehrt für das *français soigné* und *littéraire*, welche Bestandteil der Schreib-, nicht aber der Sprechkompetenz sein sollten. (Hausmann 1977: 94)

[‡] Söll 1985: 194f.

Beurteilung von Elementen zu einer stärkeren Markierung bzw. niedrigeren Einstufung tendieren, als aus ihrem tatsächlichen Sprachgebrauch hervorgeht. So schließt der *bon usage* aus der Beurteilungsperspektive etlicher Sprecher die *langue familière* nicht mit ein.[*] Unbefriedigend an Sölls Verschiebungsmodell ist, daß die Code-Spezifität der dargestellten Einheiten keine Rolle spielt. Diese scheinen in beiden Konzeptionen gleichermaßen einsetzbar. Zwar wird deutlich, daß die Norm der gesprochenen Sprache im Prinzip niedriger liegt als die der geschriebenen, unklar bleibt jedoch, ob Wörter mit erkennbarer Code-Spezifität eine diastratische Präferenz aufweisen bzw. ob Wörter mit eindeutiger Niveauzugehörigkeit einem der beiden Codes besonders nahestehen. – Um herauszufinden, ob ein ausgewähltes Sprachelement Affinitäten zu einem bestimmten Soziolekt und zu einem bestimmten Code besitzt, müßte man möglichst viele Auftretensfälle zusammen mit ihren Kontexten dokumentieren und letztere auf eventuelle soziale und mediale Invarianzen hin untersuchen. Der umgekehrte Weg bestünde darin, von einer sozialen Konstante auszugehen und möglichst viele Texte zu sammeln, welche unter Einwirkung der betreffenden Konstante zustande kamen. Invarianzen zwischen den Texten, die sich sowohl auf die Sprachstruktur als auch auf das Realisierungsmedium beziehen, könnten bestehende Affinitäten ebenfalls offenlegen.[†]

In einer Abwandlung und Kombination der zuvor dargestellten Modelle versucht Hausmann (1977: 91), Sölls Verschiebungsansatz mit Stourdzés hierarchischer Trennung der Variationen zu verbinden:



nach Hausmann 1977: 91

Außerhalb der umrandeten Fläche stünden demnach die Soziolekte, in ihrem Inneren die Sprachstile. Der in der Mitte des Schemas befindliche Raum ist jenen Elementen vorbehalten, die nicht nur in *einem*, sondern in beiden Codes neutral sind, und bei denen daher keine Verschiebung stattfindet. Dies betrifft beispielsweise *quand*, *bon*, *heureux*, *avoir* oder *être*.

Würde man die Markierungen *littéraire*, *bon usage* und *populaire* drei unterschiedlichen Sozialschichten zuordnen, ließen sich zwischen Codes und Soziolekten folgende Beziehungen

[*] Hausmann 1977: 91f.
[†] Bourquin 1965: 11.

feststellen, welche durch die beiden (hier hinzugefügten) vertikalen Pfeile angedeutet werden. Dem oberen zufolge gäbe es Elemente, die unter Vertretern einer (literarisch gebildeten) Oberschicht noch gesprochen, unter jenen der Mittelschicht nur mehr geschrieben werden. Der untere Pfeil verweist analog auf Einheiten, welche von den Angehörigen einer Unterschicht noch geschrieben, von jenen der Mittelschicht aber nur mehr gesprochen werden. Den beiden Extrempunkten der Graphik – rechts oben und links unten –sind Wörter zugeordnet, die im Falle der *langue littéraire* nur noch dem code écrit angehören und im Falle der *langue populaire* nur noch dem code parlé, welche also über maximale Code-Spezifität verfügen und die hier thematisierten Affinitäten in besonderer Weise zum Ausdruck bringen.
In einem weiteren Modell unterscheidet Hausmann (1977: 93) mit *populaire* und *cultivé* zwei Soziolekte, die er als Volkssprache und als Sprache der Gebildeten definiert und dem gesamten Schema überordnet:

populaire	cultivé	
	PARLÉ	ÉCRIT
		guindé
	guindé	soigné
guindé	soigné	neutre
neutre?	NEUTRE	
neutre?	neutre	familier
neutre	familier	relâché
neutre?	relâché	vulgaire
		argot

nach Hausmann 1977: 93

In Ergänzung zu den in Kapitel 3 (S. 26) vermittelten Einsichten verdeutlicht dieses Schaubild, daß sich die diaphasische Markierung eines Wortes auch mit dessen Eintritt in einen anderen Soziolekt verschiebt. Bestätigung findet außerdem die zuvor geäußerte These, die Anzahl der Register sinke mit abnehmendem Sprachniveau. So verfügt hier die *langue populaire* über lediglich zwei Register, die *langue cultivé* hingegen über fünf bzw. sieben. Ob code-bedingte Registerverschiebungen auch innerhalb der *langue populaire* existieren und wie sich diese ggf. zu jenen innerhalb der *langue cultivé* verhalten, läßt das Schema offen. Vermutlich wird die *langue populaire* in ihrer Gesamtheit dem code parlée zugeordnet, was bedeuten würde, daß die habituellen Sprecher der Volkssprache ihren angestammten Soziolekt verlassen müßten, um etwa einen Brief zu schreiben. Oder es wird davon ausgegangen, daß Vertreter der unteren Schichten selbst beim Schreiben im code parlé verharren, daß sie – vereinfacht ausgedrückt – so schreiben wie sie sprechen.
Doch worin liegen die immer wieder bekundeten Affinitäten zwischen Schriftlichkeit und hohen Sprachniveaus einerseits sowie Mündlichkeit und niederen Sprachniveaus andererseits

begründet? – Ein möglicher Erklärungsansatz richtet sich auf die sozial-historische Funktion der französischen Schriftsprache, welche sich anhand ganz bestimmter Texttypen und Diskurse herausgebildet hat. Nachdem das Lateinische über lange Zeit die einzige schriftliche Ausdrucksform der französischen Gesellschaft dargestellt hatte, übernahm das Französische diese Funktion schrittweise. Insbesondere im Rechts- und Verwaltungswesen wurden dabei schriftsprachliche Normen geprägt, allerdings unter Ausschluß volks- und umgangssprachlicher Elemente, welche als fehlerhaft galten. Aufgrund ihrer Nähe zum *français familier*, *populaire*, *vulgaire* oder *argotique* blieben daher auch mündliche Sprachformen von der Verschriftung weitgehend ausgeschlossen. Ausnahmen finden sich vor allem in der Literatur, wo volkssprachliche Strukturen mitunter zum Lokalkolorit gehören oder die Authentizität der Darstellung erhöhen.[*] Es sollte hinzugefügt werden, daß der Erwerb der Schreibkompetenz während vieler Jahrhunderte ohnehin nur einer privilegierten Oberschicht vorbehalten war, welche ihre exklusiven Fähigkeiten dazu benutzte, die bestehenden Machtstrukturen zu konservieren. So diente die Schriftsprache in der Vergangenheit auch als Mittel der sozialen Abgrenzung, was – vielleicht abgeschwächt bis heute – ihre Distanz zur Ausdrucksweise des „einfachen Volkes“ erklären mag.

Im Hinblick auf die gesprochene Sprache gibt es dagegen Auffassungen, welche die Gewohnheiten unterschiedlicher Sozialschichten dicht beieinander sehen. Kiesler (1995: 395) betrachtet die Umgangssprache, die er zuvor weitgehend mit der gesprochenen Sprache gleichsetzt, als gemeinsamen Besitz aller Mitglieder einer Sprachgemeinschaft. Sie sei diastratisch unmarkiert. In seinem Aufsatz *Gesprochenes und geschriebenes Deutsch* äußert auch Heinz Rupp die Ansicht, diastratische Faktoren besäßen im spontanen Gespräch (code parlé) nur geringe Relevanz: „Es besteht nahezu kein Unterschied in der Struktur des spontanen Gesprächs, ob ein Arbeiter spricht oder ein Universitätsprofessor, insofern es sich wirklich um ein spontanes Gespräch handelt.“ (zit. n. Söll 1985: 55) Hierzu im Widerspruch steht allerdings die zuletzt angeführte Graphik von Hausmann (1977: 93), der zufolge sich Bildungsbürger und untere Volksschichten durchaus in ihrer Sprechweise unterscheiden.

[*] Désirat 1976: 61.

6 Quellennachweise

Bourquin, Guy (1965): „Niveaux, aspects et registres de langage“, in: *Linguistics* 13, 5-15.

Désirat, Claude / Hordé, Tristan (1976): *La langue française au 20e siècle.* Paris: Bordas.

Edwards, John (1987): „Elaborated and Restricted Codes“, in: Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft.* Erster Halbband. Berlin: Walter de Gruyter, 374-378.

Hausmann, Franz Josef (1977): „Soziolekte und Register in ihrem Verhältnis zur Sprech- und Schreibnorm im Französischen“, in: Schumacher, Helmut (Hg.): *Linguistik, Beschreibung der Gegenwartssprachen.* Stuttgart: Hochschulverlag, 89-95.

Kiesler, Reinhard (1995): „Français parlé = französische Umgangssprache?“, in: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 111/3, 375-406.

Kremnitz, Georg (1987): „Diglossie/Polyglossie“, in: Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft.* Erster Halbband. Berlin: Walter de Gruyter, 208-218.

Mesthrie, Rajend / Swann, Joan / Deumert, Andrea / Leap, William L. (2000): *Introducing Sociolinguistics*. Edinburgh: University Press.

Müller, Bodo (1975): *Das Französische der Gegenwart. Varietäten, Strukturen, Tendenzen.* Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.

Müller, Bodo (1990): „Französisch: Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache“, in: Holtus, Günter [u.a.] (Hg.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL).* Band V,1. Tübingen: Niemeyer, 195-211.

Schlieben-Lange, Brigitte (1978): *Soziolinguistik: eine Einführung.* 2. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.

Söll, Ludwig (1985): *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*. 3. überarb. Auflage. Berlin: Erich Schmidt.

Steger, Hugo (1987): „Bilden ‚gesprochene Sprache’ und ‚geschriebene Sprache’ eigene Sprachvarietäten?“, in: Aust, Hugo (Hg.): *Wörter: Schätze, Fugen und Fächer des Wissens; Festgabe für Theodor Lewandowski zum 60. Geburtstag.* Tübingen: Narr, 35-58.

Stourdzé, Colette (1968): „Les niveaux de langue“, in: *Le Français dans le monde* 65, 18-21.

Veith, Werner (2002): *Soziolinguistik: ein Arbeitsbuch mit Kontrollfragen und Antworten.* Tübingen: Narr.

Wildenhahn, Bernhard (1981): „Français parlé – Français écrit. Codes, formes et niveaux de langue“, in: *Beiträge zur romanischen Philologie* 20, 129-135.

BEI GRIN MACHT SICH IHR
WISSEN BEZAHLT

- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit,
  Bachelor- und Masterarbeit

- Ihr eigenes eBook und Buch -
  weltweit in allen wichtigen Shops

- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren

GRIN